

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heft 1/2, März 1984

Oldenburgische Familienkunde



Herausgegeben von dem Oldenburger Landesverein für
Geschichte, Natur- und Heimatkunde e. V.
durch die „Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde“
von Wolfgang Büsing, Lerigaumeg 14, 2900 Oldenburg

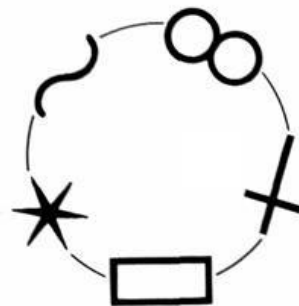
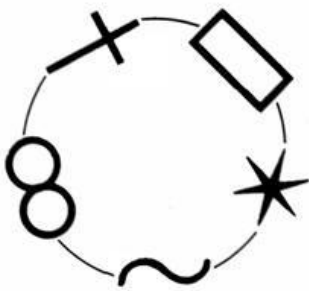
Jahrgang 26

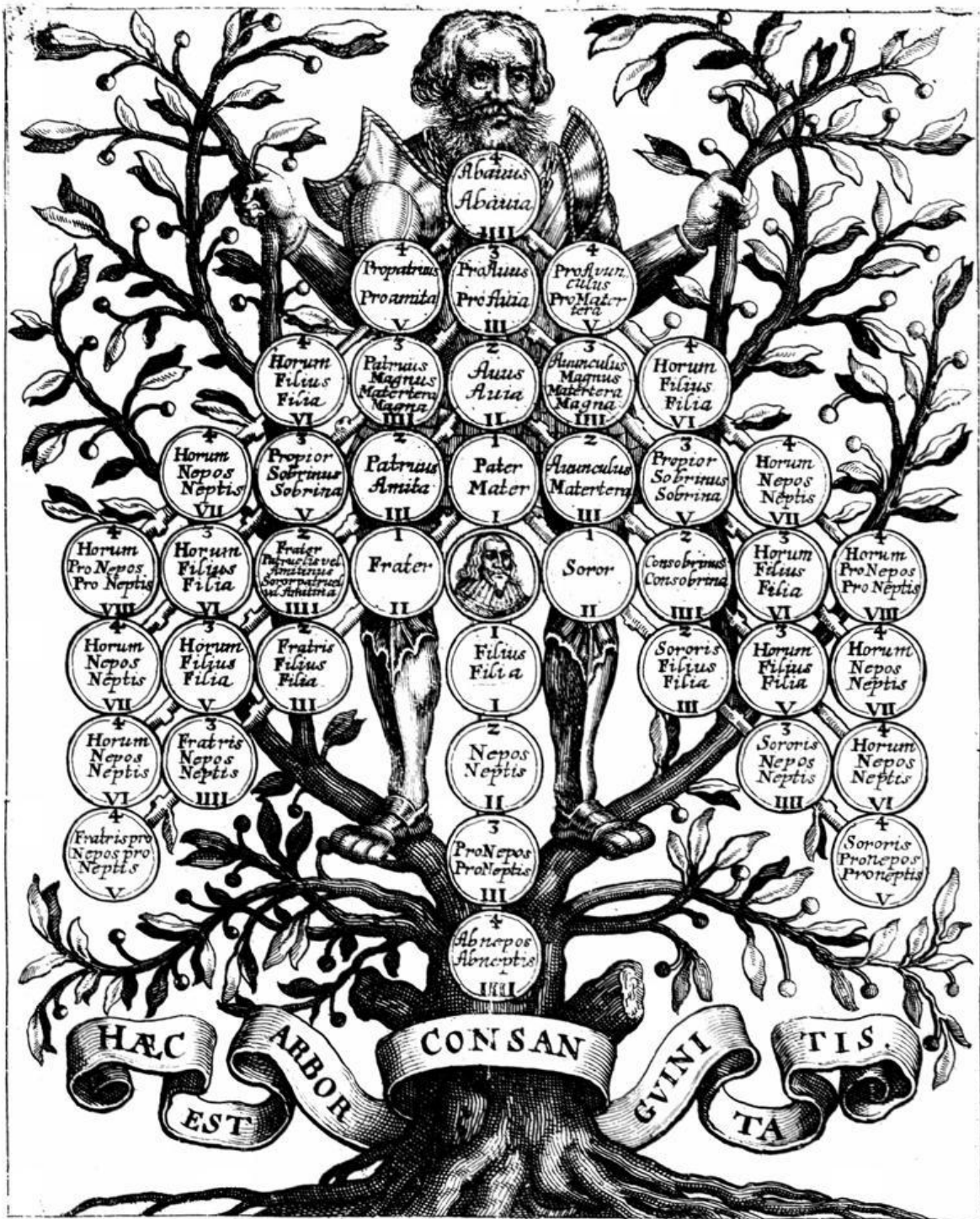
Heft 1/2

März 1984

Wolfgang Büsing

Die Vorträge der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde 1977-1983





Arbor Consanguinitatis = Baum der Blutsverwandschaft nennt Johann Just Winkelmann, der Verfasser der bekannten oldenburgischen Chronik (1671), diesen Kupferstich in seinem 1664 in Oldenburg gedruckten familiengeschichtlichen Werk „Arboretum Genealogicum Heroum Europaeorum“, worin Graf Anton Günther in seinen verwandschaftlichen Verflechtungen zu zahlreichen europäischen Fürstenhäusern dargestellt wird. Die Abbildung gibt in graphischer Gestaltung die lateinischen Verwandschaftsbezeichnungen unterschiedlicher Grade wieder.

Die Vorträge der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde 1977-1983

von Wolfgang Büsing

Ende 1983 vollzog sich - unbemerkt von der Öffentlichkeit - ein bescheidenes Jubiläum, als nämlich die Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde das Heft 4 vom 25. Jahrgang ihrer Schriftenreihe „Oldenburgische Familienkunde“ aussenden konnte. Damit hat die Gesellschaft in 25 Jahren die stolze Zahl von hundert Heften herausgebracht! Gewiß kein weltbewegendes Ereignis, aber sicher doch wert, im Kreise unserer geschichtsbewußten und familienkundlich interessierten Mitglieder und Freunde hervorgehoben zu werden. Die 25 Jahrgänge der „Oldenburgischen Familienkunde“ sind bekanntlich zu fünf Bänden mit je 5 Jahrgängen bei durchlaufender Paginierung zusammengefaßt und jeweils durch Register erschlossen. Die Bände sind etwas „dickleibig“ ausgefallen (512, 758, 767, 781 bzw. 821 Seiten) und enthalten für die Heimat- und Familienforschung einen wertvollen Schatz von Forschungsergebnissen aus dem weiten Bereich der Genealogie sowie auch zahlreiche quellenkundliche Arbeiten, die für weitere künftige Untersuchungen immer wieder herangezogen werden.

Mit dem vorliegenden Doppelheft, das den 6. Band einleitet, soll auf einen zweiten Bereich unserer Vereinstätigkeit und Öffentlichkeitsarbeit hingewiesen werden: auf unser Vortragswesen, das sich in vielen Jahrzehnten zu einer festen, beliebten und erfreulich eifrig besuchten Einrichtung unserer Gesellschaft und damit zugleich des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde sowie unseres oldenburgischen Kulturlebens entwickelt hat. Wir sind glücklich und dankbar, daß uns für diese Vortragsnachmittage, jeweils an Sonnabenden, sechsmal im Winterhalbjahr, der festliche Saal des Alten Prinzenpalais in Oldenburg (Damm 1) zur Verfügung steht.



Was hier an qualifizierter, wissenschaftlicher Forschungsarbeit der Referenten geleistet wird, verdient weithin Beachtung, Anerkennung und Dank. Um den großen Informationswert dieser Vorträge jedenfalls einigermaßen festzuhalten und ihn auch einem breiteren Publikumskreis zur Kenntnis zu bringen, ist es seit Jahrzehnten üblich, darüber in Kurzreferaten in der Tagespresse zu berichten. Daß diese Beiträge außerordentlich starke Beachtung finden, kann immer wieder beobachtet werden. Den Zeitungen sei daher an dieser Stelle ein herzlicher Dank ausgesprochen.

Aber: Zeitungsartikel, auch wenn sie zunächst vielfach gesammelt werden, sind im allgemeinen kurzlebig und auch nicht jedermann leicht zugänglich. Daher empfiehlt es sich, für wissenswerte Beiträge Sonderdrucke aufzulegen, die dann in dauerhafter Qualität einem interessierten Leserkreis zur Verfügung stehen. So sind wir der Ansicht, daß unsere Vorträge auch über den Tag hinaus ihren Wert behalten und jedenfalls in Form der Kurzberichte zusammengefaßt erhalten bleiben sollten. Das haben wir bereits 1977 einmal mit viel positivem Echo praktiziert, als wir das fünfzigjährige Bestehen unserer Gesellschaft begehen konnten und zu diesem Jubiläum u. a. Kurzfassungen der (94) Vorträge aus den Jahren 1962-1977 als Dokumentation vorlegten.

Inzwischen sind über sechs Jahre vergangen, und wir haben uns daher entschlossen, die seither gehaltenen weiteren 38 Vorträge (Nr. 229-266) in gleicher Art wiederum herauszugeben und damit den neuen Jahrgang der „Oldenburgischen Familienkunde“ zu eröffnen. Auch diese Sammlung zeugt erneut von der vielseitigen Themenwahl und dem Informationswert der Beiträge. Mit Ausnahme des ersten Berichts (Nr. 229), den dankenswerter Weise Studiendirektor Klaus Barelmann lieferte, stammen sämtliche Besprechungen vom Vorsitzenden der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde, Wolfgang Büsing. Jedem Beitrag folgt ein Hinweis auf den Pressebericht (Pb), wobei durchweg die Nordwest-Heimat-Beilage (NWH) der Nordwest-Zeitung (NWZ) zitiert ist, weil dort unsere Vortragsreihe durchgehend abgedruckt wurde. Es sei aber ausdrücklich dankbar vermerkt, daß auch andere Zeitungen (insbesondere das „Delmenhorster Kreisblatt“ in der Beilage „Von Hus un Heimat“) häufig über unsere Vorträge berichteten. Außerdem sind zu jedem Thema nach Möglichkeit weiterführende Literaturangaben gemacht. Im übrigen sei auf unsere genannte vorige Vortragsdokumentation (OF Jg. 19, 1977, Heft 3, S. 473-622) hingewiesen. Möge auch diese „bunte“ Materialsammlung, die ein beredtes Zeugnis von der heimatkundlich-genealogischen Aktivität der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde ablegt, als Dokumentation allen Lesern willkommen sein.

Abkürzungen

NWH Nordwest-Heimat, Beilage der NWZ

NWZ Nordwest-Zeitung

Pb Pressebericht



Buchhändlerdynastien vergangener Jahrhunderte in den Buchhandelszentren Frankfurt, Leipzig und Wien

229. Vortrag am 23. 10. 1977 von Archivar Dr. Adalbert Brauer, Frankfurt; Festvortrag im Großen Saal des Oldenburger Schlosses zum fünfzigjährigen Bestehen der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde

Im Rahmen eines Festaktes zum fünfzigjährigen Bestehen der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde, Fachabteilung im Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde, würdigte dessen Vorsitzender, Lt. Stadtbaudirektor W. Dursthoff, vor zahlreichen Gästen vom Verwaltungsbezirk, dem Rat der Stadt, der Oldenburgischen Landschaft und von genealogischen Gesellschaften die Tätigkeit der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde, die am 3. 10. 1927 aus dem Oldenburger Landesverein hervorgegangen war und die durch ihre Vorträge, Publikationen und die Fachbibliothek, sowie durch eine Jubiläumsausstellung im Staatsarchiv wertvolle Beiträge zu wissenschaftlicher Forschung gegeben hat. In Dr. Adalbert Brauer, Chefarchivar des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, war von dem Leiter der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde, Apotheker W. Büsing, für den Festvortrag ein hervorragender Kenner der Verlagsgeschichte gewonnen worden.

Bis zum 16. Jahrhundert, dem Jahrhundert nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, ist es nach den Forschungen von Dr. Brauer in Frankfurt noch nicht zur Bildung einer regelrechten Buchhändlerdynastie gekommen. Diese Stadt wurde nicht zuletzt wegen ihrer besonders günstigen Verkehrslage die führende Buchhandelsstadt Mitteleuropas und neben Paris auch Westeuropas. Der Buchdrucker Christian Egenolff führte 1530 die „Typographia“ in Frankfurt ein und gab Rechenbücher und die „Chronika“, eine Zusammenstellung von Historiographien heraus. Seine Erben führten das Geschäft noch einige Jahre fort, dann verschwindet der Name aus Buchhandel und Buchdruck. 1559 ließ sich der in Heidelberg geborene Siegmund Feyerabend als Drucker und Verleger in Frankfurt nieder. Mit dem Prachtwerk einer „Bilderbibel“, geschützt durch ein Privileg des Pfalzgrafen Friedrich III, anstelle des erst später aufkommenden Urheberrechts, erlangte er einen solchen Erfolg, daß er zum größten Frankfurter Verleger aufstieg. Nach dem zu frühen Tode seines ältesten Sohnes erbte sein noch minderjähriger Sohn aus zweiter Ehe das Geschäft und führte es nach Beendigung einer Vormundschaft. Nach seinem kinderlosen Tode verschwindet die Familie Feyerabend. Das Geschäft übernahm ein Freund des letzten Inhabers.

Erst mit Dietrich de Bry aus Lüttich, der sich 1588 in Frankfurt niederließ, wurde hier eine echte Buchhändlerdynastie begründet. Er gab z. B. die mit zahlreichen Kupferstichen geschmückten „Reisen nach Ost- und Westindien“ heraus und verlegte die Werke über Topographie und Altertümer Roms von Jacques Boissard. Sein jüngerer Sohn Theodor verlegte das Geschäft seines lutherischen Glaubens wegen aus dem reformierten Frankfurt nach Oppenheim, wo der Kupferstecher Matthäus Merian aus Basel zu ihm stieß. Unter seinen drei Schwiegersöhnen, die das Geschäft erbten, ist Matthäus Merian, vermählt mit seiner Tochter Maria Magdalena, der bedeutendste gewesen. Seine Topographie mit Städtansichten aus ganz Europa vor den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges wurde weltberühmt. Aus seiner zweiten Ehe stammt die berühmte Blumen- und Insektenmalerin Maria Sybilla Merian. Die beiden Söhne aus erster Ehe



übernahmen das Geschäft. Die zweite Tochter heiratete den Leipziger Verlagsbuchhändler Götze. Trotz der kaiserlichen Bücherzensur seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts den Frankfurter Meßbuchhandel vernichtet hatte, traten im 18. und 19. Jahrhundert noch bedeutende Buchhändler auf, wie Franz Varrentrapp (1706-1786), einer der erfolgreichsten und berüchtigtsten Nachdrucker, sowie die Buchhändler Andreae und Fleischer. 250 Jahre besteht heute die Brönnersche Druckerei und der damit verbundene Umschau-Verlag. Erwähnung verdient auch die von 1702 bis 1901 bestehende Jägersche kartographische Verlagsanstalt.

Durch die seit dem 12. Jahrhundert bestehenden Leipziger Messen erlangte diese Buchhändlerstadt eine einzigartige Sonderstellung. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war hier eine stets zunehmende Zahl von „Buchführern“, aus denen blühende Buchhändlerdynastien hervorgingen. Henning Groß übernahm 1575 das Geschäft des Buchhändlers König. Mit der Herausgabe des Leipziger Buchmeßkataloges erwies er dem Buchhandel einen unschätzbaren Dienst und wurde als Verleger lutherischer Gesangbücher, wissenschaftlicher Werke und als Wohltäter der Studenten der „Erste“ Buchhändler Leipzigs. 1621 starb er als designierter Bürgermeister. Seine Tochter war die Urgroßmutter von Christian Thomasius, Rektor der Universität Halle. Zwei Söhne begründeten Buchhandelsfirmen. Die des Jüngeren, der sich selbständig machte, ging über den Magister Lankisch an Professor Johann Benedikt Carpzov, dessen Sohn sie an den Buchhändler Johann Friedrich Junius verkaufte. Die des ältesten Sohnes wurde von seiner Witwe im Dreißigjährigen Krieg weitergeführt. Ihr Sohn verlegte zusammen mit Johann Friedrich Gleditsch die „Acta Eruditorum“, die erste wissenschaftliche Zeitschrift Deutschlands. Nach 182jährigem Bestehen fand das Unternehmen ein Ende.

Thomas Schürer, Buchhandelslehrling von Henning Groß, begründete, von diesem loyal unterstützt, ein eigenes Unternehmen, das bald florierte. Sein Prokurist Götze, verheiratet mit der ältesten Schürer-Tochter, führte das Geschäft durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Sein Sohn heiratete 1644 Margarete Merian und wich in das neutrale Frankfurt aus. Sein Prokurist Fritsch, der seine älteste Tochter geheiratet hatte, übernahm in Leipzig alle Anteile des Unternehmens „Schürers Erben“. Seine Witwe heiratete den Prokuristen Johann Friedrich Gleditsch, der mit dem erwähnten Johann Groß zusammenarbeitete und führender Verleger der Barockzeit wurde. Sein schärfster Konkurrent war sein Stiefsohn Thomas Fritsch. Sein Enkel vertrat sich dann mit seinem Vetter Thomas von Fritsch, der 1741 den ererbten Verlag an ihn abtrat. Der Verlag Gleditsch ging an seine Schwester, die mit Hofrat Georg Wolfgang Welck vermählt war, und blieb der bedeutendste im 18. Jahrhundert. Als er 1806 an Karl Friedrich Richter verkauft wurde, war er einzig in Deutschland, 212 Jahre in einer Familie geblieben mit den Ahnen Gleditsch, Götze, Schürer, Merian und de Bry. Nach mehrfachem Wechsel kaufte die Firma Friedrich August Brockhaus den alten Verlag.

Das dritte führende Leipziger Buchhandelsunternehmen der Barockzeit, gegründet 1680 von Moritz Georg Weidmann, ging über auf Johann Ludwig Gleditsch, der Weidmanns Witwe geheiratet hatte, und 1717 auf Moritz Georg Weidmann, seinen Stiefsohn, der offizieller Sprecher der sächsischen Buchhändler wurde. In diesem Amte löste ihn Philipp Erasmus Reich ab, der die Tochter Weidmanns geheiratet hatte. Diese beerbte ihren Vetter Junius, Besitzer des Verlages der Lanckischen Erben. Über Nachkommen der Junius kam der Verlag in den Besitz der Verleger Reimer in Berlin.



Erwähnenswert waren ferner der Verlag Fleischer, der die deutsche Buchhändlerschule ins Leben rief, sowie Friedrich August Brockhaus aus Dortmund, der durch das Lexikon berühmt wurde und Anton Philipp Reclam, der durch seine 1867 ins Leben gerufene Universalbibliothek berühmt geworden ist.

Ebenso wie in Frankfurt, war auch in Wien der Wechsel häufiger als in Leipzig. Die älteste Wiener Verlagsanstalt ist die Überreutersche, bei der seit 1590 eine echte Familienbesitzfolge besteht. Seit Eintritt des geadelten Matthäus Cosmorovius blieb die Hofbuchdruckerei bis 1714 im Besitz der Cosmorovischen Erben und kam 1748 in die Hand von Johann Thomas Trattner, des größten und unternehmendsten Druckers und Verlegers im thesesianischen und josephinischen Wien. Dieser errichtete 1759 seinen „Typographischen Palast“ und erbaute den stattlichen Trattnerhof. Als Nachdrucker von den Leipziger Buchdruckern erbittert bekämpft, gilt er doch als der größte Bildungsförderer Österreichs und Süddeutschlands. Sein Enkel übergab die Druckerei an die Familie Überreuter. Sie und ihre Nachbesitzer haben das Unternehmen zu hoher Blüte geführt, so daß eine 111 Jahre alte Familientradition wirkte. Ebenso lange sind auch die Familien Bach und Hölder im Besitz ihrer Buchhandlung geblieben, und der Name Hölder-Pichler-Tempsky AG erinnert noch heute an drei große Prager und Wiener Buchhändler.

Dr. Brauer verstand es, mit einer großen Fülle von Detailkenntnissen lebendig das dynastische Moment dreier führender Städte des deutschsprachigen Buchhandels aufzuzeigen. Hierfür dankte ihm im Namen des großen Auditoriums Professor Dr. H. Schmidt. Er wies dabei auch auf die Bedeutung der elementaren Verbindung zur allgemeinen und Sozialgeschichte durch die Genealogie hin. Sie ist nicht nur dort interessiert, wo sie sich auf der höheren sozialen Ebene bewegt, und zeigt damit, daß Geschichte unsere Sache ist, mit der wir uns identifizieren können, die unsere Urteile relativiert und unsere Bereitschaft zur Selbstkritik und Toleranz begründet.

Klaus Barelmann

Pb: NWZ 26. 10. 1977.

Diedrich Konrad Muhle (1780-1869), der Chronist von Hude und Schwei

230. Vortrag am 19. 11. 1977 von Fregattenkapitän i. R. Werner Barre, Schiffdorf-Sellstedt

Am 13. August 1780 in Ovelgönne als Sohn eines Landgerichtsbeamten geboren, wurde Diedrich Konrad Muhle nach dem Besuch des Oldenburger Gymnasiums und einem Theologiestudium in Helmstedt zunächst Privatlehrer in Ellwürden und Rodenkirchen. Seit 1810 wirkt er als Katechet (Geistlicher und Lehrer) in Berne und erhält 1815 seine erste Pfarrstelle in Hude, wo er 18 Jahre seines Lebens verbringt. In diese Zeit fallen auch die Anfänge seiner schriftstellerischen Arbeit.

1834 wird Muhle nach Schwei versetzt, wo er 22 Jahre bleibt und als Chronist seine größte Schaffensperiode hat. 1856, im 76. Lebensjahr, tritt er in den Ruhestand und zieht nach Oldenburg, wo ihm noch 13 Jahre vergönnt sind. Am 6. September 1869 starb Muhle im 90. Lebensjahr.

In seinen Gemeinden Hude und Schwei offenbar als Seelsorger beliebt und geschätzt,

hat Muhle seitens der Kirchenbehörde doch gelegentliche Rügen wegen angeblicher Vernachlässigung der Dienstgeschäfte hinnehmen müssen. Es waren aber nur geringfügige Anlässe, die ihn in Konflikt mit der Obrigkeit brachten. Auch sind die ersten Jahrzehnte seiner Amtstätigkeit von drückender wirtschaftlicher Sorge erfüllt. Umso erstaunlicher ist, daß Muhle neben der Fülle seiner dienstlichen Pflichten und Verpflichtungen noch Zeit für ausgedehnte wissenschaftliche Arbeit und schriftstellerische Tätigkeit fand, die doch auch erhebliche Forschungen voraussetzte.

Nach eigener Aussage hat Muhle außer der Theologie frühzeitig die historischen Kenntnisse sowie die damit verbundene Geographie, Altertumskunde und Genealogie zu seiner Lieblingswissenschaft ausgebildet. In eingehenden Studien befaßte er sich mit verschiedenen Themen der Geschichte und Heimatkunde. Sein erstes umfangreiches Werk ist die zweibändige „Chronik von Hude“. Das Original liegt im Huder Pfarrarchiv, eine zeitgenössische Abschrift befindet sich in der Landesbibliothek Oldenburg. Sie schildert den früheren Zustand des Kirchspiels, behandelt seine Lage, Bodenbeschaffenheit, Produkte, Landwirtschaft, Maße, Gewichte und Geldwesen, Sitten und Gebräuche der Einwohner, Schul- und Armenwesen. In weiteren Abschnitten wird über die Bauerschaften berichtet und jede einzelne Hofstelle, insgesamt 395 Feuerstätten, mit Angabe ihrer Bewohner aufgeführt. Aus dieser Huder Chronik sind einzelne Teile im Druck erschienen, so 1826 bei Stalling „Das Kloster Hude im Herzogthum Oldenburg“ und 1824 ein Auszug „Tabelle zur Geschichte des Kirchspiels Hude“.

Die von Christian Friedrich Strackerjan herausgegebenen „Oldenburgischen Blätter“ weisen Muhle wiederholt als Mitarbeiter aus. 1824 werden in 4 Folgen seine „Beyträge zur Oldenburgischen Geschichte“ veröffentlicht. 1825 folgt ein Artikel über Wetterbeobachtungen und 1826 ein Bericht über den Leidensweg eines von Krebs befallenen Einwohners („Johann Hinrich Wübbenhorst zu Moorhausen, der gottergebene Dulder“). Weiter schreibt Muhle über die Wasserläufe in der Gemeinde Hude, über Kreuzzüge, alte Steindenkmäler und die Festung Oldenburg. Über die dem oldenburgischen Küstenland großes Unglück bringende Sturmflut von 1825 hat Muhle eine 219 Seiten starke handschriftliche Schilderung hinterlassen. 1837 wird seine „Geschichte des Stedingerlandes“ gedruckt und 8 Jahre später eine Monographie „Geographische Ansicht des Oldenburger Landes im Mittelalter“. Es folgen kleinere Arbeiten über Häuptlingsfamilien, über Titel und Wappen der Oldenburger Grafen und über die Grafen Huno und Friedrich sowie den Löwenkampf. Dem Großherzog Paul Friedrich August widmet und überreicht Muhle eine auf fast 200 Seiten in Schönschrift geschriebene „Genealogie des allerdurchlauchtigsten Hauses Oldenburg“. Von einer mehrbändig angelegten „Oldenburgischen Geschichte“ existiert bei Nachkommen Muhles nur noch das Manuskript des ersten Bandes aus dem Jahre 1835 mit 655 Seiten.

Als vorläufig verschollen müssen zwei weitere Schriften gelten: die zweibändige „Geographie und Alterthum der Heiligen Schrift“ und eine Sammlung von Geschichten, Liedern und Versen. Zu Muhles späteren Arbeiten gehören seine „Beiträge zur oldenburgischen Kirchengeschichte“ und ein Manuskript „Das Wunderhorn“.

Sein letztes großes Werk ist die im Pfarrarchiv Schwei befindliche „Schweyer Chronik“, an der Muhle noch in seinem 75. Lebensjahr arbeitete. Auch diese Chronik bringt in zwei dickleibigen Folianten eine Fülle von Informationen über die Gemeinde, ihre Geschichte, ihre Landschaft und ihre Bewohner. Besondere Sorgfalt ist dabei einem Fami-



lienregister gewidmet, das vor allem dem heutigen Genealogen von unschätzbarem Wert ist.

Die beiden Chroniken von Hude und Schwei sind unzweifelhaft heutzutage noch die wichtigsten Werke Muhles. Sie sind in großen Abschnitten heute noch so aktuell wie damals; hier gibt ein Augenzeuge ein lebendiges Bild aus seiner Zeit, eine Fundgrube und Informationsquelle für die Familienforschung und wohl auch für die Landesgeschichte. In einem reichen schriftstellerischen Schaffen legt Diedrich Konrad Muhle ebenso Zeugnis ab von einem unermüdlichen Fleiß, einer guten Beobachtungsgabe, einer tiefen Kenntnis der landschaftlichen und geschichtlichen Gegebenheiten, wie auch von einer geschickten Feder, die seine gewonnenen Erkenntnisse auch für uns Heutige anschaulich zu schildern weiß. Es ist das Verdienst Werner Barres, diesen weitgehend vergessenen Historiker unserer Heimat entdeckt und sein Wirken und Werk gewürdigt zu haben.

Pb: NWH 14. 1. 1978.

Literatur: Werner Barre: Diedrich Konrad Muhle (1780-1869), der Chronist von Hude und Schwei (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 23, 1981, Heft 2, S. 301-327).

Gerhard Anton von Halem (1752-1819), oldenburgischer Geschichtsschreiber, Literat und Weltbürger im Zeitalter der Aufklärung, und seine Familie

231. Vortrag am 14. 1. 1978 von Oberkreisdirektor i. R. Dr. Karl Steinhoff, Oldenburg

Nach Hamelmann (1599) und Winkelmann (1671) war Gerhard Anton v. Halem der dritte oldenburgische Geschichtsschreiber, dessen dreibändiges oldenburgisches Geschichtswerk (1794-1796) nach fast zwei Jahrhunderten immerhin noch so wichtig erscheint, daß es erst kürzlich als Reprintdruck in Neuauflage herauskam. Gerhard Anton v. Halem beteiligte sich als Zeitgenosse der Aufklärung aktiv an der politischen und literarischen Auseinandersetzung seiner Epoche.

Die Herkunft dieser einst in Oldenburg und Ostfriesland bedeutenden Familie ist ungewiß, ein Zusammenhang mit dem gleichnamigen Osnabrücker Burgmannengeschlecht ist zweifelhaft. Dennoch hat die Familie es im 18. Jahrhundert an Bemühungen um eine staatliche Anerkennung ihres angeblichen, aber unbewiesenen Adelsstandes nicht fehlen lassen. 1747 wurde eine Linie in die ostfriesische Adelsmatrikel eingetragen, 1792 wurden die Brüder Gerhard Anton und Ludwig v. Halem in den Reichsadelsstand und deren Bruder Bernhard 1811 in den westfälischen Freiherrnstand erhoben.

Die sichere urkundliche Stammreihe der Familie beginnt mit Hilmann v. Halem um 1600 in Delmenhorst. Sein Sohn Johann (1612-1679) war Baumeister am Dom zu Verden und später in Oldenburg. Dessen zwei Söhne begründeten die ostfriesische und die oldenburgische Linie des Geschlechts. Mit dem Kniphäuser Amtmann Gerhard Heinrich v. Halem (1644-1723), dem Stammvater der ostfriesischen Linie, beginnt die Reihe zahlreicher Juristen unter den Nachkommen. Diesem Zweig gehört auch der Arzt Dr. med. Friedrich Wilhelm v. Halem (1762-1835) in Aurich an, der sich als Gründer des Seebades auf Norderney (1798) verdient machte.

Die oldenburgische Linie v. Halem wurde von dem Kniphäuser Burgverwalter Johann Philipp (1647-1686) eröffnet. Dessen Enkel Anton Wilhelm (1711-1771), Kanzleirat und Stadtsyndikus in Oldenburg, war der Vater von Gerhard Anton v. Halem. Am 2. März 1752 in Oldenburg geboren, wuchs der Sohn in behaglichem Wohlstand sowie unter jeglicher Förderung und Ausbildung seiner geistigen Veranlagung auf. Mit 16 Jahren bezog er die Universität Frankfurt an der Oder zum Studium der Rechtswissenschaften, kehrte nach knapp 2 Jahren 1770 in die Heimat zurück, arbeitete hier (mit Hilfe seines Vaters) innerhalb weniger Wochen eine Dissertation aus und wurde im Oktober gleichen Jahres in Kopenhagen zum Doktor der Rechte promoviert.

Gerhard Anton v. Halem war erst 18 Jahre alt, als er nun zunächst als Mitarbeiter in die umfangreiche Anwaltspraxis seines Vaters eintrat, die er nach dessen baldigem Tode (1771) noch einige Zeit fortführte. Doch als Oeder 1773 als Landvogt und Vorsteher des Appellationsgerichts nach Oldenburg versetzt wurde, nahm dieser Halem als juristischen Berater in seine Dienste und bald auch als seinen ständigen Vertreter beim Landgericht. Damit begann für Halem ein neuer Lebensabschnitt. Der aufreibenden Kleinarbeit einer Anwaltspraxis enthoben, gewann er jetzt Muße, sich seinen Freunden und der Literatur zu widmen. In jener Zeit wurde auch Oldenburg vom Sturm und Drang und einer Empfänglichkeit für literarische Bildung erfaßt. Lessing, Wieland, Herder und die Weimarer Klassiker wurden bekannt, und eine Schauspielertruppe kam nach Oldenburg. Das gebildete Bürgertum drang zunehmend in die Gesellschaftskreise ein, die bis dahin dem Adel und dem Militär vorbehalten waren. 1779 gründete Halem in Oldenburg die noch heute bestehende Literarische Gesellschaft mit dem erklärten Ziel, „unsere literarischen Kenntnisse durch Lektüre und freundschaftliche Unterhaltung zu vermehren und im vertrauten Kreise zu verschönern“. Halem war auch beteiligt an der Gründung des Großen Clubs, der späteren Casino-Gesellschaft. Außerdem leitete er 1776-1782 selbst die Oldenburger Freimaurerloge, der bereits sein Vater vorgestanden hatte.

Zum Freundeskreis Halems gehörten in Oldenburg u. a. der Schöngest Sturz, Oeder, Gramberg, Kruse. Auch mit auswärtigen Schriftstellern stand er in einem regen Gedankenaustausch, so mit Klopstock, Gleim, Graf Stolberg, v. Ungern-Sternberg, Voß, Bürger, Herder, Möser, mit dem Göttinger Hainbund, dem Verleger Nicolai und dem Freiherrn v. Knigge. Durch die Korrespondenz mit diesen führenden deutschen Geistern fing Halem alle Strömungen der Zeit ein und wurde ihr Vermittler für Oldenburg. Eigene Gedichte und Aufsätze wurden in den verschiedensten Zeitschriften abgedruckt; indessen war seiner Poesie kein dauerhafter Erfolg beschieden, wenzwar sie ihren Eindruck auf seine Zeitgenossen nicht verfehlte. In mehreren Sammelbänden hat er seine Dichtungen veröffentlicht: 1789 „Poesie und Prosa“, 1798 „Blüten aus Trümmern“, 1807 „Lyrische Gedichte“.

Inzwischen war Halem durch das Vertrauen des Herzogs zum Leiter der Justizkanzlei und damit zum vornehmsten Juristen des Landes aufgestiegen. Auch seine Familienverhältnisse hatten sich 1780 geändert. Er verliebte sich in die zehn Jahre jüngere Susanne Wardenburg, die jüngste Halbschwester seiner Mutter. Einer ehelichen Verbindung standen allerdings kirchliche Verbote entgegen, die auch der freier denkende Herzog nicht beseitigen konnte. So verfiel Halem auf eine List, indem er ein Gesuch direkt an Friedrich den Großen richtete. „Die Philosophie bahnt mir den Weg zum Thron ihres ersten Eingeweihten. Zwei Liebende von den äußersten Grenzen Deutschlands nahen



sich Ihnen flehend.“ Schon nach zwei Wochen kam eine positive Antwort für den erbetteten Heiratsdispens. „Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme, gez. Friedrich“. Damit konnte das Konsistorium umgestimmt und die Heirat vollzogen werden. Doch schon nach 1½ Jahren verlor Halem seine junge Gattin durch den Tod. Er litt schwer unter diesem Schicksalsschlag und ging erst 16 Jahre später eine zweite Ehe ein.

1789 trug die französische Revolution und die Erstürmung der Bastille, in der sogar Graf Stolberg „die herrliche Morgenröte der Freiheit“ erblickte, schwärmerische Nachrichten von dem Geist der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nach Oldenburg. Das bewog v. Halem 1790 zu einer Reise nach Paris, die er in Begleitung zweier Freunde (Cordes und Erdmann) unternahm. Seine Erlebnisse und Eindrücke jener Tage inmitten des vom Freiheitstaumel bewegten Menschengewühls hat Halem später veröffentlicht. Er glaubte nicht an ein weiteres Anschwellen der Demagogie und bezeichnete sich als konstitutionellen Royalisten, wünschte aber den Sieg der französischen Ideen für Deutschland.

In den folgenden Jahren widmete sich Halem insbesondere historischen Studien. 1794-1796 erschien seine dreibändige „Geschichte des Herzogtums Oldenburg“, die der aus Oldenburg gebürtige Historiker Hermann Oncken († 1945) „eine für seine Zeit muster-gültige Leistung“ nennt. An historischen Arbeiten erschienen ferner 1803/04 seine Biographien über den Grafen Münnich und über Zar Peter den Großen. Daneben verfaßte Halem verschiedene religiöse und dramatische Dichtungen, so 1786 „Wallenstein“ (12 Jahre vor Schillers Bearbeitung).

Als Oldenburg 1811 in das französische Kaiserreich einverleibt wurde und Herzog Peter Friedrich Ludwig alle Beamten von ihren Treuepflichten entband, entschied sich Halem mit Rücksicht auf sein Alter und seine Familienverhältnisse für ein Verbleiben in der Heimat. Vielleicht auch empfand er sein Wirken für seine Mitbürger in Oldenburg nützlicher, als dem Herzog ins Ausland zu folgen. Unter der neuen Regierung war er zunächst als Richter tätig, wurde aber 1812 als Mitglied des kaiserlichen Gerichtshofes nach Hamburg beordert; zuletzt nahm er Zuflucht in Eutin. Diese Entscheidung wurde ihm später als opportunistische Haltung vorgeworfen. Als nach Napoleons Fall der Herzog zurückkehrte, konnte er mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung den bewährten Mann nicht wieder in sein altes Amt einsetzen. Er übertrug ihm aber eine geachtete Stellung als erster Beamter der Regierung in Eutin. Da Halem infolge der schlechten Bezahlung durch die französische Verwaltung und durch die Umzüge in eine finanziell schwierige Lage geraten war, kaufte ihm der Herzog seine wertvolle Bibliothek von 8.000 Bänden für 3.000 Taler ab, beließ sie ihm aber auf Lebenszeit.

Mag er die erste Zeit in seinem neuen Wirkungskreis auch als eine Art Verbannung empfunden haben, so überwand er doch bald alle Schwierigkeiten, zumal er hier einen Kreis hervorragender Männer antraf. So verbrachte er bei wieder aufgenommenem literarischer Betätigung die letzten Jahre in Zufriedenheit, bis sein Leben am 4. Januar 1819 endete. Wie kein zweiter Oldenburger stand Halem allen Strömungen seiner Zeit aufgeschlossen gegenüber und war mit den literarischen Größen von halb Europa verbunden, heimatbewußter Oldenburger und Weltbürger zugleich. Nach Pleitners Urteil gilt er als „einer der begabtesten, verdientesten und merkwürdigsten Männer“ unseres Landes.
Pb:NWH 11. 2. 1978.

Literatur: Karl Steinhoff: Gerhard Anton von Halem (1752-1819), oldenburgischer Geschichtsschreiber, Literat und Weltbürger im Zeitalter der Aufklärung (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 22, 1980, Heft 1, S. 145-161), (dort S. 147 weitere Literatur). — Paul Raabe: Der Briefnachlaß Gerhard Anton von Halems (1752-1819) in der Landesbibliothek Oldenburg, Katalog (= Repertorien zur Erforschung der frühen Neuzeit, Band 3, 1982). — Stammfolge von Halem, in Genealogisches Handbuch des Adels, Band 20, Limburg/Lahn 1959, S. 214-229.

Familienforschung in Südoldenburg an Beispielen aus der Gemeinde Dinklage

232. Vortrag am 11. 2. 1978 von Pfarrer Clemens Heitmann, Friesoythe

Die ersten und wichtigsten Quellen für den Familienforscher stellen Kirchenbücher dar, da sie wesentliche Daten zur Personengeschichte liefern. Hierüber wie auch über weitere Forschungsmöglichkeiten berichtete Schulpfarrer Clemens Heitmann, Friesoythe. Im Vergleich zu den evangelischen Gemeinden Nordoldenburgs (z. B. Blexen 1573) beginnen die Kirchenbücher im katholischen Oldenburger Münsterland im allgemeinen etwas später. Dort ist das älteste Kirchenbuch das Taufregister von Cloppenburg aus dem Jahre 1613. Es folgen Emstek 1630, Löningen 1639 und Vechta 1642, während die Kirchenbücher der anderen alten Gemeinden Südoldenburgs erst nach dem Dreißigjährigen Krieg einsetzen. Die Originale werden durchweg in den einzelnen Pfarrarchiven aufbewahrt. Für die Forschung ist jedoch von Bedeutung, daß Zweitschriften sämtlicher Kirchenbücher vom Jahre 1831 an (von manchen Gemeinden auch aus älterer Zeit) sich im Offizialatsarchiv in Vechta befinden. In Vechta wurden im 17. und 18. Jahrhundert eigene Militärkirchenbücher für die Garnison geführt; dort steht auch ein alphabetisches Familienregister zur Verfügung.

Weitere wichtige Geschichtsquellen für Südoldenburg lagern im Bistumsarchiv in Münster. Hier ist zunächst der „Status animarum“ zu nennen, das sind Seelenregister bzw. Einwohnerverzeichnisse, die von vielen Gemeinden aus den Jahren 1669, 1703 und 1750 vorliegen. Da diese Register sämtliche Familienmitglieder, Alter, Beruf und Wohnverhältnisse aufführen, sind sie für eine gründliche Familienforschung unentbehrlich. Das Bistumsarchiv bzw. Offizialatsarchiv in Münster verwahrt außerdem alle Urkunden und Akten vor 1831 aus den südoldenburgischen Gemeinden. Da das Oldenburger Münsterland vor 1668 zur Diözese Osnabrück gehörte, birgt auch das Staatsarchiv Osnabrück einschlägige Quellen, so ein Kommunikantenregister von 1651/52 oder die familienkundliche Sammlung Nieberg.

Selbstverständlich besitzt das Staatsarchiv Oldenburg umfangreiche Bestände, die bei den Verwaltungen Südoldenburgs erwachsen sind. Hier befinden sich als Depositum auch die Archive der Adelsgüter Füchtel und Daren bei Vechta. Wichtig ist ferner das Gräflich von Galen'sche Archiv in Assen, das auch den Aktenbestand von Dinklage aufgenommen hat; das gesamte Material ist verfilmt worden und steht im Landschaftsverband Westfalen-Lippe in Münster zur Einsicht zur Verfügung. Kleinere Gutsarchive sind sodann auf den Gütern Diek und Ihorst erwachsen.

Daneben gibt es verschiedene Werke der gedruckten Literatur, die insbesondere genea-



logische Arbeiten berücksichtigen; so die Bücher von Pagenstert über die Bauernhöfe in den Ämtern Vechta und Cloppenburg sowie über Lohner Familien. Hinzuweisen ist auch auf die Veröffentlichungen von Nieberding, Niemann, Willoh, zu Höne und Ostendorf sowie auf das erst kürzlich erschienene Buch des Vortragenden über „Dinklager Familien“, das allein 213 Stammfolgen enthält.

Der zweite Teil des Vortrags behandelte sodann die Sonderstellung der ehemaligen „Herrlichkeit Dinklage“, die mit dem Hause der Freiherren und späteren Grafen von Galen eng verknüpft ist. Der münstersche Fürstbischof Christoph Bernhard v. Galen stattete die Gemeinde Dinklage und seine dort ansässige Familie v. Galen mit besonderen Rechten aus und erhob Dinklage 1677 zur „Herrlichkeit“, die dem Bischof unmittelbar unterstand. Diese 150 Jahre hindurch währende Sonderstellung hat die Entwicklung der Gemeinde kirchlich wie politisch stark gefördert. Im Jahre 1750 werden dort 519 Familien mit 2.300 Personen erwähnt, die sich auf die Bauerschaften Langwege, Bünne, Schwege, Höne, Bahlen und Wulfenau verteilen und in 112 Bauernfamilien und 407 Heuerleutefamilien aufgliedern. Auf zahlreichen Höfen hat sich der Hofname jahrhundertlang erhalten. Die genealogische Forschung hat jedoch ergeben, daß die betr. Bauernstelle nicht immer ununterbrochen im Besitz der gleichen Familie verblieb, sondern daß mitunter ein Schwiegersohn einheiratete oder der Hof gar an einen Fremden verkauft worden ist. Aber der neue Besitzer hat in vielen Fällen den alten Hofnamen übernommen, auch wenn keine Verwandtschaft zum Vorgänger bestand.

An vier Dinklager Familien unterschiedlicher sozialer Gruppierungen erläuterte der Vortragende schließlich den Gang genealogischer Forschung: an der Bauernfamilie Burwinkel, der Handwerkerfamilie Holthaus, der Kötterfamilie Robe-Tapphorn sowie der Vogtfamilie Spiegelberg. Dabei wurde die Verflechtung der genannten Familien mit anderen Sippen und deren starke Ausbreitung in weiter entfernte Gebiete deutlich, zum andern bewies der Vortragende damit eine souveräne Kenntnis der heimischen Genealogie.

Pb: NWH 13. 5. 1978.

Literatur: Clemens Heitmann: Dinklager Familien, 1. Band, Dinklage 1977. — Wegen Kirchenbücher siehe auch Vortrag Nr. 244. — Vgl. auch versch. Findbücher des Staatsarchivs Oldenburg.

Das Adels- und Bauerngeschlecht von Seggern in seinen Zweigen Braunschweig, Ammerland und Delmenhorster Geest - Oldenburger Heimatgeschichte im Spiegel einer 700jährigen Familie

233. Vortrag am 11. 3. 1978 von Pastor Hans von Seggern, Oldenburg

Das ritterbürtige Ministerialengeschlecht von Seggern, ursprünglich von Seggerde genannt, tritt erstmalig 1224 in seinem braunschweigischen Zweig mit einem Siegfried von Seggerde auf. Seine Familie war auf dem gleichnamigen Rittergut Seggerde (heute Seggern) im Kreise Gardelegen, unweit Helmstedt, bis zu seinem Erlöschen Anfang des 17. Jahrhunderts angesessen. Diesem Stamm gehörten verschiedene Domherren,

Vögte, Offiziere und ein herzoglich braunschweigischer und markgräfllich brandenburgischer Hofmarschall an.

Möglicherweise sind von dort auch die später oldenburgischen von Seggern abgezeigt. Die bisherige Forschung vermutet sie im Gefolge der braunschweigischen Herzöge als Teilnehmer am Kreuzzug gegen die Stedinger im Jahre 1234. Vermutlich wurden sie dafür mit Lehen mehrerer Güter und dem Besitz freier Bauernstellen belohnt. Vielleicht fand dann später ein Austausch von Stedinger Gütern gegen Ammerländer Besitzungen statt. Hierfür spricht, daß die Junker von Seggerde, nachdem sie längst im Ammerland ansässig geworden waren, wo sie im Jahre 1378 zum erstenmal urkundlich belegt sind, noch jahrhundertlang Landbesitz in Stedingen haben.

Der Ammerländer Familienzweig wählte in der Gemeinde Westerstede seinen Wohnsitz. Das nach ihrem Stammesnamen bezeichnete Gut Seggern wurde auch namengebend für das dort erst nach und nach entstehende Dorf. Die ammerländischen Ritter, Knappen und Junker von Seggern (von Seggerden) begegnen uns häufig in der oldenburgischen Geschichte, zunächst mehrfach als Priester, dann als Kriegsherren, Vögte, Drost und Ratgeber der Oldenburger Grafen. Unter ihnen ragt besonders hervor ein Johann v. Seggern, 1534/36 als Anführer der oldenburgischen Truppen im Dänischen Krieg und 1547 im Schmalkaldischen Krieg als Feldmarschall in der Schlacht bei Drakenburg; er war auch gräflicher Rat sowie Drost zu Neuenburg und Varel und starb 1554. Ebenso seine Nachkommen standen beim Grafenhaus in hohem Ansehen. Im Gegensatz zu zahlreichen anderen oldenburgischen Adelsgeschlechtern, die von den Oldenburger Grafen systematisch verdrängt wurden, haben sich die ammerländischen von Seggern durchzusetzen und zu behaupten gewußt. Erst 1763 starb als Letzter seines Geschlechts der Leutnant Johann Christoph von Seggern. Die einzige Tochter Anna Sibilla (1749-1817), seit 1765 mit dem Kanzleiassessor Eilerd Meinen (1740-1779) verheiratet, wurde Erbin des Gutes. Die Familie nannte sich fortan „Meinen von Seggern“ und ist auch in der nächsten Generation noch im Besitz von Gut Seggern. Dann gelangt es durch Heirat an die Familie Hellwig. In der Westersteder Kirche erinnert an das einstige Junkerngeschlecht von Seggern noch heute deren prächtig geschnitzter und mit dem Familienwappen verzierter Kirchenstuhl.

Neben der Ammerländer Linie kommt im Oldenburgischen der Name von Seggern auch häufig auf der Delmenhorster Geest vor. Im ältesten Bauernregister von 1489 finden wir ihn in Elmelo, Bookhorn, Habbrügge und Steinkimmen. Ihre Abstammung läßt sich urkundlich nicht belegen; man kann allenfalls vermuten, daß es sich bei diesen Bauernfamilien von Seggern um Nachkommen von Seitenlinien des Stedinger oder Ammerländer Junkerngeschlechts handelt. Immerhin amtierte hier noch 1488/89 ein Brun von Seggern als fürstlicher Richter der Herrschaft Delmenhorst; er wohnte auf einem Hof in Bookhorn, den seine Nachkommen noch 1680 besaßen.

Im Bereich der Delmenhorster Geest und schließlich auch darüber hinaus hat sich die Familie stark ausgebreitet, so in Bürstel, Ganderkesee, Stenum, Hedenkamp, Grüppenhöhren, Hohenböken, Lintel, Sandhatten, Wildeshausen, Delmenhorst, Schönemoor, Schlüte und Oldenburg. Der Hof in Hedenkamp befindet sich fast 300 Jahre in Familienbesitz und bewahrt eine bedeutende Sammlung alter Dokumente.

Einen Begriff vom zahlenmäßigen Umfang des Geschlechts ergibt die Familienforschung von Curt von Seggern, der seine Ergebnisse 1939 in einem 312 Seiten starken Buch veröf-

fentlichte. Er hat von seinem Ahnherrn Cord von Seggern zu Bürstel (1600-1666) in einer 300jährigen Zeitspanne 926 Nachkommen ermittelt. Hinzu kommen 624 weitere Namensträger anderer Stämme, zusammen also 1.550 Personen. Nach 40 Jahren dürften diese Zahlen heute erheblich größer ausfallen. Der Vortragende verstand es, seine Ausführungen mit humorvollen Einzelheiten und mit interessanten Dokumenten als lebendige Familienforschung darzustellen.

Pb: NWH 8. 4. 1978.

Literatur: Curt D. von Seggern: Das Geschlecht von Seggern, Rastede 1939. — Georg von Lindern: von Seggern (im: Oldenburgischen Hauskalender 1942, S. 33 f.).

Stille Gassen, einsame Höfe, uralte Namen - Impressionen von der Wildeshauser Geest

234. Vortrag am 8. 4. 1978 von Bankkaufmann Heinrich Boning, Oldenburg

Hatte der Referent angekündigt, kein wissenschaftliches Referat über Geographie oder Geschichte dieses Geestrückens halten zu wollen, so ließ er als Familienforscher und Heimatfreund mit stichwortartigen, skizzenhaften Stimmungsbildern die Seele dieser unentdeckten Landschaft vor den Toren der Stadt Oldenburg sichtbar werden. In der Tat gelang es dem Vortragenden, die Eigenart und Schönheit Wildeshausens und des nach ihm benannten reizvollen Erholungsgebietes deutlich werden zu lassen. Die Wesenszüge dieser „kleinen Welt“ wurden aufgezeigt, wie sie sich in Bauwerken und Brauchtum, in Geschichte und Geschichten, in Menschen, Namen, Daten und Lebensweise widerspiegeln.

Auf einem „Stadtrundgang“ lernten die Zuhörer die Sehenswürdigkeiten der ältesten Stadt des Oldenburger Landes kennen: Alexanderkirche, Rathaus, Stadtwall und Burgberg. Von frohen Festen war die Rede, vor allem vom altherwürdigen Gildefest, das in Wildeshausen noch als „schnapsreines“ Volksfest gefeiert werde. Der Vortragende, ein „gebürtiger und gelernter Wildeshauser“, verstand es, neben den sichtbaren, organisierten Zeichen dieses weitbekannten pfingstlichen Schützentrubels die „hinreißenden Dinge“ am Rande des Festes, die „Großartigkeit des Unauffälligen“ ins Blickfeld zu rücken, die Originalität und Eigenwilligkeit der eingesessenen Bürger der Huntstadt aufzuzeigen, ihren Humor und ihre Toleranz, geübt in jahrhundertelanger Konfessionsverschiedenheit. Wer hätte übrigens hier im hohen Norden ein altüberliefertes Karnevalsfest, das muntere Fastnachtstreiben der Wildeshauser im Stadtteil Zwischenbrücken vermutet? Ebenso neu war vielen, daß ein Wildeshauser, der Orgelvirtuose und Komponist Johann Adam Reinken, an der Gründung und Leitung der Hamburger Staatsoper am Gänsemarkt beteiligt war, die gerade in diesen Tagen ihr 300jähriges Bestehen feiert. Heinrich Boning „begleitete“ seine Zuhörer auf der „klassischen Wildeshauser Wanderstrecke“, vorbei an Pestruper Moor, Gräberfeld und Kleinenknetter Steinen; er durchstreifte mit ihnen stille, weite Wälder: die Stühe bei Immer, den Baumweg, das Herrenholz, Friedeholz und Hölsherholz, die Westermark und Amtsheide und den „schönsten Wald der Wildeshauser Geest“, die Dehmse bei Twistringern. Vorbei an alten Schafställen, mächtigen Großsteingräbern, gepflegten Gutshöfen, verwunschenen



Mühlen um Visbek und der Fachwerkkapelle in Endel kommt man nach Amerika, Egypten und Krim - Ortschaften auf der Wildeshauser Geest.

Reizvoll sind auch die Berge: Scharpeberg, Kistenberg, Gierenberg, Galgenberg, Welohsberg - keiner weiter als 40 km von Oldenburg entfernt, keiner höher als 50 m. Einen weiten Blick in die Landschaft gewähren der Colnrader Kirchberg, die Hageler Höhe und der Leerßter Berg bei Syke. Hier gibt es eigentümliche Flurnamen: Gerichtsstätte, Rundebusch, Kummerland, Dreiangel oder Dicke Braken.

Balkeninschriften alter Hausgiebel künden von Geschlechtern, die seit 4 oder 5 Jahrhunderten auf ihren Höfen leben; uralte Namen der Wildeshauser Geest wurden lebendig: Feye, Hibbeler, Thole, Wendt, Schürmann, Littelmann, Hesse, Mahlstedt, Bregelmann, Gelhaus, Garms u. a. In Dötlingen sollte man Dorfkirche, Dorfeiche und Tabkenhof bewundern, sich auf dem Kirchplatz in Harpstedt an den hübschen schwarzweißen Fachwerkhäusern erfreuen, schöne Gotteshäuser in Huntlosen, Großenkneten und Kirchhatten besichtigen und sich in gemütlichen Dorfkneipen in Feldhake oder Reckum erholen. Lebensnahe Schilderungen von dörflichen Festen, von Kohlfahrten, Auktionen, Tierschauen und Schnitzeljagden rundeten das Bild vom Leben auf der Wildeshauser Geest ab.

Um keinen falschen Eindruck entstehen zu lassen: Der Referent betrieb keine Schönfärberei. Das schreckliche Schicksal der israelitischen Gemeinde in Wildeshausen wurde erwähnt, die Zerstörung fast aller Fachwerkbauten in dieser Stadt, vor allem der Abriß des unersetzlichen „Huder Zollhauses“ beklagt, die Entfernung der Jugendstileinrichtung aus der Alexanderkirche, die Zersiedelung der Wälder um Wildeshausen, das „Ausfransen“ der Städte und Dörfer, das Verschwinden von Hofgiebeln, Strohdächern und Hofstoren, die architektonische Zerstörung der harmonischen Geschlossenheit von Hofanlagen und Dörfern, das Entwässern der kleinen Bruchmoore, die Anlage von Campingplätzen in unberührter Natur . . .

Heinrich Boning forderte die Zuhörer eindringlich auf, sich in Vereinen, Organisationen Bürgerinitiativen und Parteien energisch gegen diese Entwicklung zu wenden. „Was bleibt uns eigentlich - wenn wir so weitermachen - vom Wohlstand, von Wachstum und Fortschritt? Wir stehen am Anfang einer Entwicklung, an deren Ende - wenn nichts Grundsätzliches passiert - wir im Reichtum arm geworden sein werden.“

PB: NWH 8. 7. 1978.

Mode und Porträt - Zum Problem der Datierung von Fotografien in Familienalben des 19. Jahrhunderts

235. Vortrag am 14. 10. 1978 von Stadtarchivar Dr. phil. Erich Woehlken, Uelzen

Ölgemälde und Zeichnungen wie auch Kupferstiche und Lithografien als Personenabbildungen waren einst nur wohlhabenden Kreisen vorbehalten. Erst die geniale Erfindung der Fotografie brachte etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts allen Bevölkerungskreisen die Möglichkeit, „Lichtbilder“-Porträts anfertigen zu lassen. Die ältesten erhaltenen Personenfotos, nach ihrem französischen Erfinder Daguerreotypien genannt, wurden seit 1839 auf beschichteten Kupferplatten als dauerhafte (seitenverkehrte) Bilder

erzeugt, die sich in bestechender Schärfe vor einem spiegelglänzenden Hintergrund darstellen und gelegentlich auch durch Einstreuen feiner Farbpulver zart koloriert wurden. Diesen heutzutage seltenen frühen fotografischen Kunstwerken sieht man es an, daß ihre ersten Hersteller, die sog. Typisten, Künstler, Maler oder Lithografen waren.

Fast gleichzeitig stellte damals schon der Engländer Talbot mit Hilfe eines Negatives seitenrichtige Papierfotos her, die den Vorzug besaßen, billiger zu sein und beliebig oft kopiert werden zu können. Dieses Verfahren hat sich seit Mitte des vorigen Jahrhunderts rasch durchgesetzt und bildet im wesentlichen noch immer die heutige Methode der Fotografie. Solche frühen Fotos wurden auf Karton geklebt geliefert und in sog. Steckalben, in dickleibigen Folianten in geprägtem Leder oder in Plüschband mit Messingbeschlägen, gesammelt. In der guten Stube, im Salon, lagen sie auf einer Etagere, um dem Besucher vorgeführt zu werden.

Diese Alben haben durchweg die beklagenswerte Eigenschaft, daß die Fotos in den meisten Fällen keine Namen und Daten der Dargestellten tragen. Daß man solche Fotos dennoch mit Hilfe des jeweiligen Modestils zeitlich einordnen kann, machte der Vortragende mit den Erläuterungen zu seinen Lichtbildern deutlich. Mit großer Sachkenntnis schilderte er die Wandlungen in der Mode zwischen 1840 und 1900.

Die Erfindung der Fotografie fällt in das ausgehende Biedermeier. Die ihm folgende Epoche des zweiten Rokoko oder „deuxieme Empire“ ist französisch geprägt, da die Weltmode in Paris bestimmt wurde. Dadurch fanden zahlreiche französische Vokabeln Eingang in den Sprachgebrauch der Mode.

Wesentlicher Bestandteil des Damengewands ist der Rock, der in den vierziger und fünfziger Jahren an Umfang ständig zunimmt und um 1860 eine Weite von etwa 10 Metern beträgt. Nur durch ein mit Roßhaar und Strohflechten verstärktes Unterfutter und später mit eingezogenen Stahlreifen ließ sich eine solche mit vielen Volants, Schleifen und Borten verzierte „Krinoline“ rund gestalten. Um den Oberkörper saß das Kleid wegen der Corsage eng an. Jedoch nahm der Ärmel als wichtiges Modeattribut in gleichem Maße wie der Rock an der Vergrößerung der Weite teil. Solche Pagodenärmel erforderten wiederum Unterärmel mit Bündchen. Die Haube wird häufig durch ein schwarzes Samtbändchen ersetzt. Später trägt die Dame einen Strohhut mit Straußenfeder oder Bändern, in der Hand einen Sonnenschirm. Die Herren erscheinen im Gehrock mit Weste und langer Uhrkette, den Hut und Spazierstock in der Hand haltend. Die Schuhe haben hochgebogene Spitzen.

Nach 1865 verschwinden Krinoline und Pagodenärmel aus der deutschen Mode. Der lange Rock schleift nun als „Straßenfeger“ auf dem Boden. Oder man trägt ein Kleid mit Polonaise, dazu eine Bluse mit Frackschößchen. Die Haube der älteren Dame umrahmt den Kopf mit einer Rüsche und hat lange Bänder. Der Herr jener Jahre stellt sich bereits mit Vaternörder und Krawatte vor; zu ihm gehört jetzt der elegante hohe Zylinder.

Auch die Dekoration des Ateliers hat ihre zeitbedingte Aussage: Ein seitlicher Vorhang gewährt einen Blick auf den als Landschaftsgemälde gestalteten Hintergrund; davor gibt ein gedrehter Stuhl, ein Tischchen mit Blumenvase oder eine Balustrade die gewünschte Amtosphäre. Häufig sind die sog. Verlobtenbilder, wobei der Mann sitzt, während die Dame steht, damit ihr Kleid besser zur Wirkung kommt.

Nach 1870 werden beim Damenrock die Falten nach hinten gezogen und mit Hilfe eines Polsters zwecks Betonung der Rückenlinie zum sog. „Cul de Paris“ oder zur Turnüre

gestaltet. Die Corsage ist eng geschnürt und auf Taille gearbeitet, die durch Retouche manchmal noch „verbessert“ wird. Natürlich spielte auch die Frisur eine wichtige Rolle; mit der Brennschere kreuzelte man sich kleine Pony-Löckchen oder aber lange Mancini-Locken. Die Mode beeinflusste auch die militärischen Uniformen, wie umgekehrt z. B. der hohe Offizierskragen bald Eingang in die Damenmode fand. Nach 1871 kommt in Siegesstimmung die Elsässer Schleife auf. Daneben werden auch andere folkloristische Einflüsse, wie z. B. griechisch-italienische Elemente, sichtbar. Angeregt durch den Aufbau einer deutschen Flotte, wird seit etwa 1888 der Matrosenanzug in der Kindermode sehr beliebt.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts sind die Röcke wieder enger. Dagegen werden die Ärmel hochgezogen und an der Schulter keulenartig verbreitert, während der Unterarm frei bleibt. Die Herren tragen einen Sacko, ihre Hosen sind mit Biesen geschmückt. Um die Jahrhundertwende kommen Ballon- und Prinz-Wilhelm-Mützen wie auch der Selbstbinder auf. - So hat der Vortragende gezeigt, wie jede Epoche durch spezielle Modeerscheinungen charakterisiert ist und wie man zugleich durch ihr genaues Studium die Zeitbestimmung alter Fotografien vornehmen kann.

Pb: NWH 9. 12. 1978.

Der Weg durch die Jahrhunderte - Familiengeschichte als sozial-genealogische Darstellung

236. Vortrag am 18. 11. 1978 von Lehrer Karl-Wilhelm Karbe, Bremen

Heimat der Karbes ist die ehemalige Grafschaft Ruppın in der Mark Brandenburg, wo ihr Familienname bereits im Mittelalter in zahlreichen Orten vorkommt. Ein eventueller Zusammenhang mit einem gleichnamigen Rittergeschlecht konnte bisher urkundlich nicht bestätigt werden. Auffällig ist, daß im gleichen Gebiet der Name Karbe auch als Ortsname mehrfach auftritt.

Die ununterbrochene Stammlinie führt bis in die Zeit um 1500 zurück, als die Karbes das Erb-, Lehn- und Gerichtsschulzenamt von Zühlen erhielten. Das Kirchdorf Zühlen, in der Nähe des durch Friedrich d. Gr. bekannt gewordenen preußischen Schlosses Rheinsberg gelegen, war einst Besitz des Klosters Lindow, dessen malerische Ruine bereits Fontane rühmte. Die ersten Karbes waren als Lehn- und Gerichtsschulzen demnach anfangs klösterliche und nach der Säkularisation markgräfliche Verwaltungsbeamte, die ausgedehnte Ländereien zu bewirtschaften und sämtliche öffentlichen Aufgaben in diesem Bezirk wahrzunehmen hatten, einschließlich Gerichts- und Polizeiaufsicht, Steuereinzug sowie Forstüberwachung. In wirtschaftlicher, sozialer und rechtlicher Hinsicht nahmen die Lehnschulzen einen Platz zwischen dem ritterlichen Adel und dem Bauerntum ein. Als Entschädigung für seine umfangreichen Aufgaben waren dem Schulzen allerhand Bezüge und die Überlassung von Freihufen zugesichert. Da das Schulzenamt in der Regel innerhalb der Familie vererbt wurde („Erb Schulze“), erlangte diese häufig beträchtlichen Wohlstand.

So auch die Karbes. Nachdem sie mindestens 250 Jahre als Schulzen in Zühlen gewirkt hatten, verkaufte Johann Christian Karbe (1705-1770) im Jahre 1756 das Schulzengericht, das bereits 1701 freies Eigentum geworden war. Schon vorher hatte ihn eine vorteilhafte Eheverbindung in die Lage versetzt, im Kreise Ruppín ein Rittergut zu pachten (1732). Von seinen zahlreichen Kindern haben 6 Söhne den Namen Karbe an eine große Nachkommenschaft weitergegeben.

Besonders erfolgreich wurde Philipp Heinrich Karbe (1743-1799), der als Generalpächter zweier großer Staatsdomänen und als königlich preußischer Oberamtmann ein bedeutendes Vermögen erwarb. Dadurch war es ihm möglich, seinen Brüdern Kapitalhilfe bei Grunderwerb und Pachtübernahme zu leisten. Am Ende des 18. Jahrhunderts bewirtschafteten die 6 Gebrüder zusammen 40.000 Morgen Land. Philipp Heinrich Karbe erwarb 1789 das Rittergut Sieversdorf bei Frankfurt a. d. Oder, das sich bis 1945 in Familienbesitz befand. Auf verschiedenen weiteren Gütern und Domänen hat sich Philipp Heinrich als fortschrittlicher Landwirt wie auch als unternehmender Bauherr betätigt. Sein jüngster, unverheiratet gebliebener Sohn wurde 1849 in den preußischen Adelsstand erhoben. Dagegen haben zwei andere Söhne den Fortbestand der Familie gesichert, die sich nun stark ausbreitete.

Die Amtmannsposition blieb weiterhin Traditionsberuf der Karbes. Sie waren durchweg Besitzer bzw. Pächter großer Rittergüter in Brandenburg oder Pommern, bewohnten elegante Herrenhäuser mit kostbaren Einrichtungen, vertraten eine feine Lebensart, bewährten sich aber daneben als tüchtige Verwaltungsbeamte und als kundige Gutsherren auf ihren landwirtschaftlichen Großbetrieben. In seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ beschreibt Theodor Fontane einen Besuch im Schloß Lichterfelde bei der Familie Karbe.

Der Schlüssel zum Erfolg war für viele Familienmitglieder neben persönlicher Qualifikation die Wahl des geeigneten Ehepartners, den sie durchweg, wie damals üblich, in der gleichgestellten sozialen Schicht suchten. Dadurch entstand, wie vielfach zu beobachten, auch bei den Karbes ein mehrfach untereinander verflochtener Verwandtschaftskreis, der aus gleichgearteten Familien ein geschlossenes Konnubium gebildet hatte. Durch überlieferte Gesellschaftsformen und durch ihre jahrhundertealte Heiratspolitik waren gewachsene Gemeinschaften entstanden, in denen das Sippengefüge durch Verwandtschaftshäufung verdichtet war. Diese „geschlossenen Heiratskreise“ waren die eigentlichen Träger des gesellschaftlichen Daseins unseres Kulturkreises.

Die stürmische Entwicklung des Reiches nach 1870 wirkte sich für die Landwirtschaft mitunter nachteilig aus, so daß einzelne Besitzer ihre Güter verkaufen mußten. Das Jahr 1945 brachte für das Geschlecht Karbe einen weiteren entscheidenden Einschnitt, da ihre sämtlichen Güter im Deutschen Osten verloren gingen. Heute lebt die Familie über die ganze Bundesrepublik verstreut und betätigt sich in den verschiedensten Berufen. Der alte Zusammenhang ist geblieben, und man trifft sich in großer Zahl alle zwei Jahre zu Familientagungen, auf denen man nicht nur historische Themen, sondern ebenso aktuelle Gegenwartsfragen behandelt, etwa gemäß dem Wort Rudolf Bultmanns: „Der Sinn der Geschichte liegt in der Gegenwart.“

Pb: NWH 13. 1. 1979.

Literatur: Stammfolge Karbe im Deutschen Geschlechterbuch Band 111 und 150.



Geschichtliche Wanderung durch das Wüstenland

237. Vortrag am 13. 1. 1979 von Oberstudienrat i. R. Dr. Heinrich Munderloh, Oldenburg

Diese kleinste oldenburgische Landschaft, die schon auf den ältesten Karten von Michaelis (1584) und Musculus (1650) eingetragen ist, gehört siedlungsgeschichtlich zum alten Stedingen. Unter „Wüstenland“ versteht man ursprünglich nur den Ortsteil Oberhausen, später dehnte man den Begriff auf das gesamte Kirchspiel Holle (mit den drei Ortschaften Holle, Oberhausen und Wüstring) sowie auf die Nachbargemeinde Neuenhuntrorf aus. Dieses Gebiet wurde seit dem 12. Jahrhundert unter Beteiligung von Holländern planmäßig kolonisiert und besiedelt. So entstand mit der Zeit aus den bisher nutzlosen Moorflächen durch Entwässerung und Kultivierung ein fruchtbares Bauernland. Die einzelnen Hofstellen bilden schmale Landstreifen, die in teilweise bis 5 km Länge vom Huntedeich bis zum Moor etwa auf der Höhe der späteren Bahnlinie reichen. Mit 24 Höfen in Holle und 23 in Oberhausen sind beide Ortschaften etwa gleich groß. Das Land war stets von jährlichen Überschwemmungen bedroht und mußte infolgedessen durch ein System von Deichen geschützt werden, die nicht nur gegen den Huntefluß, sondern auch gegen das Oberwasser und das von der Hatter Geest abfließende Wasser abriegelten. Besonders gefährdet war im Westen der Brokdeich als seitlicher Flügeldeich. Er wurde im Laufe der Jahrhunderte immer wieder überspült und zerrissen. Die dabei entstandenen zahlreichen tiefen Braken wurden umdeicht, wodurch die Länge des Deiches erheblich zunahm.

Eine Wanderung auf dem Brokdeich ist heutzutage ein reizvolles Naturerlebnis; einst aber galt es als gefährliches Unternehmen für jeden Fremden, sich bei winterlichen Überschwemmungen über den Brokdeich zu wagen, da man zu leicht in die berüchtigten Braken geraten konnte. Manch einer ist hier jämmerlich ertrunken, wie die Kirchenbücher früherer Jahrhunderte zu berichten wissen.

Sommertags führte indessen der alte Postweg von Bremen nach Oldenburg über den Brokdeich, der bei Iprump die Hunte erreicht. An dieser Stelle befand sich bis vor einigen Jahren der historische Huntekrug, der einst zugleich Zollstätte und daher in der Hand der Familie Bolling jahrhundertlang eine Goldgrube war.

Da das Kirchdorf Holle im Jahre 1277 zum ersten Mal urkundlich erwähnt wird, wurde dies im September 1977 zum Anlaß einer 700-Jahr-Feier, an der das gesamte Kirchspiel mit 45 Festwagen teilnahm. Besiedlung und Kirchengründung liegen noch mindestens hundert Jahre weiter zurück. Die Kirche wurde nahe der Hunte auf einem Sandberg errichtet, auf dem auch der Friedhof Platz hat.

Die in schlichten Backsteinbau ausgeführte Holler Kirche hat am Ende des Zweiten Weltkrieges schwere Beschädigungen erlitten. Nach mehreren Restaurierungen stellt sich nun die Kirche heute als würdiges Bauwerk mit wertvollen Kunstschatzen dar. Die Kanzel von 1637 mit den ausdrucksvollen Gestalten der vier Evangelisten ist ein Werk Ludwig Münstermanns. Vom gleichen Meister stammt auch der Taufstein von etwa 1625 mit einem geschnitzten Deckel mit dem berühmten Figurenpaar Adam und Eva nach dem Sündenfall. Diese Taufe befindet sich heute im Oldenburger Landesmuseum, ebenso wie die Reste eines gotischen Marienaltars aus Holle. Die Kirche birgt als weitere Kunstwerke zwei Ölgemälde von Pastor Johannes Rosa (1575-1652) und seiner Frau,



des gebildeten, gelehrten, kunstsinnigen, daneben auch tatkräftigen und in der Betreuung seiner Holler Gemeinde unermüdlich wirkenden Seelsorgers im Zeitalter des 30jährigen Krieges.

Im Vorraum der Kirche erinnert das Grabmal des Wüstenländer Vogts Johann Mönich (1567-1645) an die später unter dem Namen v. Münnich geadelte und gefrahte bedeutende oldenburgische Familie, die auf den Gütern Brokdeich und Neuenhunorf angeessen war. Der Enkel Anton Günther v. Münnich (1650-1721), Vater des berühmten russischen Generalfeldmarschalls Burchard Christoph v. Münnich, hat sich als Deichbauer und Wassertechniker, so bei der Huntebegradigung an der Gellenerhörne 1683, besondere Verdienste erworben.

Die Ortschaft Wüsting ist erst seit 1578 besiedelt worden. Im vergangenen Herbst konnte dies Dorf daher sein 400jähriges Bestehen feiern. Hier befinden sich noch erfreulich viele altertümliche Fachwerkbauten, die mit Liebe gepflegt werden. Die Inschriften der Frontbalken nennen außer Bibelsprüchen und Baujahr die Namen der Bauherren und der Zimmermeister. An jenen Namen wird deutlich, daß zahlreiche Familien viele Generationen und Jahrhunderte hindurch auf ihren angestammten Höfen sitzen. So haben sich im Wüstenland viele traditionelle Werte erhalten, und seine Bewohner pflegen nach wie vor ihre bäuerliche Eigenart. Dr. Munderloh gilt seit 50 Jahren als ihr getreuer Chronist, der aus archivalischen Urkunden die Geschichte dieser Landschaft in lebendigem Plattdeutsch nachzeichnete und mit zahlreichen Lichtbildern illustrierte.

Pb: NWH 10. 3. 1979.

Literatur: Heinrich Munderloh: Das Wüstenland. Eine landeskundliche Darstellung der Entwicklung in einer oldenburgischen Moormarschengemeinde (= Oldenburger Studien Band 20), Oldenburg 1981. — Ders.: Zur 700-Jahr-Feier von Holle (in NWH 10. 9. 1977). — Ders.: 400 Jahre Wüsting (in NWH 14. 1. 1978). — Ders.: Pastor Rosa und seine Bauern (in „Leuchtfeuer“ 24. 6. 1978).

Die landschaftliche und soziale Herkunft der höheren Beamten während der Regierungszeit des Herzogs Peter Friedrich Ludwig

238. Vortrag am 10. 2. 1979 von Archivoberrat Dr. Harald Schieckel, Oldenburg

Als Herzog Peter 1785 die Regierung im Herzogtum Oldenburg übernahm, hatte sein Onkel Friedrich August zwölf Jahre lang sich auf einen Stamm von Beamten stützen können, die zum Teil schon während der dänischen Herrschaft ihren Dienst angetreten hatten. Vielfach waren es Landeskinder, doch sind damals auch Beamte aus anderen, meist benachbarten Territorien eingestellt worden. Ihre landschaftliche Herkunft und soziale Schichtung analysierte der Vortragende für die langjährige Regierungszeit des Herzogs Peter Friedrich Ludwig (1785-1829) aus Anlaß seines 150. Todestages.

Im Jahre 1822 umfaßte der Regierungs- und Verwaltungsapparat folgende Institutionen: Hof-Etat (mit 19 adligen Hofbeamten), Kabinett (6 Mitglieder), Oberappellationsgericht (7), Regierung (10), Justizkanzlei (12), Kammer (8), neun Land- und Stadtgerichte (50), 24 Ämter (48), die Städte Oldenburg, Delmenhorst, Jever und die Herrschaft Varel (zusammen 7 Bürgermeister bzw. Amtmänner, Syndici und Auditoren). In ver-



schiedenen Fachbereichen (Polizei, Medizin, Bau-, Deich-, Vermessungs- und Forstwesen) waren 31 Beamte tätig. Die Zahl der Advokaten betrug 47. Dem Kirchen- und Schulwesen, das dem Konsistorium unterstand, gehörten 121 Geistliche und 17 Gymnasiallehrer an. Gegenüber 1785, als Peter Friedrich Ludwig die Regentschaft übernahm, hatte sich die Beamtenschaft im Jahre 1822 zahlenmäßig etwa verdoppelt, weil das Herzogtum inzwischen erheblichen Territorialzuwachs (1803 Münsterland und Wildeshausen, 1817 Birkenfeld, 1818 Jeverland) bekommen hatte.

Die von Dr. Schieckel durchgeführte Untersuchung erfaßt nur die höheren Hof- und Staatsbeamten, die in der Regel ein Jurastudium absolviert hatten, insgesamt 264 Personen für den genannten Zeitraum. Unberücksichtigt blieben dagegen die Gruppen der technischen Beamten, Pastoren, Lehrer und Offiziere. Von 249 Beamten ließ sich der Herkunftsort ermitteln. Es zeigt sich, daß man bei Anstellungen im allgemeinen Landeskinder bevorzugte und bei Fremden einen strengeren Maßstab in der Auswahl anlegte. Mehr als die Hälfte (135) stammten aus den alten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst; aus dem Oldenburger Münsterland und Wildeshausen kamen 27, aus dem Jeverland 25, aus der Herrschaft Varel 6 und aus dem Landesteil Lübeck mit Eutin 9. Insgesamt sind demnach mehr als 80 % (202 Personen) der damaligen Beamtenschaft aus dem Herzogtum Oldenburg gebürtig. Ihnen zur Seite standen 47 Beamte aus anderen Ländern, nämlich 9 aus Schleswig-Holstein, 12 aus den benachbarten hannoverschen Gebieten, 4 aus Kurhannover, je 2 aus Ostfriesland und dem Emsland, weiter 6 aus Mitteldeutschland und 12 aus sonstigen Landschaften (z. B. Hessen, Schweiz). Der überwiegende Teil ($\frac{2}{3}$) der Beamten kam aus den Städten. Die aus den Dörfern stammenden Vertreter waren meist Söhne von Pastoren oder Beamten. Eine Untersuchung der Herkunftsorte der Väter und Großväter der Beamten führt bemerkenswerterweise zu ähnlichen Vergleichszahlen.

Bei diesen Berechnungen blieben die Angehörigen der adligen Familien unberücksichtigt. In den oldenburgischen Stammländern hat es in der Neuzeit kaum noch alteingesessene Adelsfamilien gegeben, weil der mittelalterliche heimische Adel entweder abgewandert oder in den Bauernstand abgesunken ist. Die Adelsgeschlechter, die den Grafen und später den Herzögen als Hof- und Staatsbeamte dienten, waren alle zugezogen, mit Ausnahme der Familien des Oldenburger Münsterlandes sowie einiger erst im 18. Jahrhundert geadelten Familien oldenburgischer Herkunft. Dabei blieben die reinen Hofämter vorwiegend den Mitgliedern des Uradels vorbehalten, während dem Briefadel nur selten der Zugang zu diesen Stellungen gelang. Der Hofadel zur Zeit des Herzogs Peter, zum Teil schon in der zweiten oder höheren Generation in Oldenburg ansässig, stammte überwiegend aus Geschlechtern in Holstein, Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, im ehemaligen Herzogtum Bremen-Verden und Mitteldeutschland. Aus Südoldenburg kamen die v. Dincklage, Dorgeloh, Elmendorff, Freytag, Galen und Korff-Schmising. Auch die Beamten aus briefadligen Familien kamen durchweg aus Kreisen, die bereits seit zwei oder drei Generationen in Oldenburg saßen.

Die soziale Herkunft der bürgerlichen Beamten ergibt sich aus den Berufsangaben, wobei eine meist aufsteigende Entwicklung in den Berufen von Urgroßvater, Großvater und Vater erkennbar wird. Fast $\frac{2}{3}$ der Väter lassen sich den oberen Klassen zuweisen, die Hälfte war juristisch vorgebildet. Viele Beamte folgten demnach schon einer, manchmal vor mehreren Generationen gegründeten Familientradition. Verständlicherweise

nahmen die Landesherren besonders gern die Söhne ihrer bewährten Beamten in ihre Dienste.

Zahlenmäßig groß ist bei den Vätern auch der Anteil der Geistlichen, hinter denen die Ärzte und Apotheker sowie die Offiziere zurückstehen. Die übrigen Väter können einer Mittelschicht von mittleren und subalternen Beamten sowie Kaufleuten zugerechnet werden. Ihnen standen einige Landwirte (vorwiegend Marschbauern) an Vermögen und Ansehen durchaus gleichwertig zur Seite, die ihre Söhne studieren und Beamte werden ließen.

Bei einer Betrachtung der Großväter- und Urgroßvätergenerationen verschiebt sich das Bild der beruflich-sozialen Schichtung stufenweise, woraus häufig ein sozialer Aufstieg resultiert. Allerdings kann hier eine Einbeziehung der angeheirateten Familien der mütterlichen und großmütterlichen Linien durchaus zu anderen Ergebnissen führen.

Eine Reihe von Kurzübersichten über typische Beamtenfamilien erläuterten die Untersuchungsergebnisse. Dabei wurde deutlich, wie stark neben den Beamten selbst auch die Pfarrer an der Bildung und Ergänzung der Beamtenschaft beteiligt waren. Diese Familien hatten zugleich an der geistigen und gesellschaftlichen Elite maßgeblichen Anteil. Es fällt auf, daß nur wenige der typischen Beamtenfamilien ihren Ursprung in der alten Grafschaft Oldenburg oder im Jeverland hatten. Die aus anderen Landschaften zuwandernden Beamten haben sich aber meist rasch in die hiesigen Verhältnisse eingepaßt, wohl nicht zuletzt dank ihrer in der neuen Heimat eingegangenen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bindungen mit den ansässigen Familien.

Pb: NWH 7. 4. 1979.

Literatur: Harald Schieckel: gleichlautender Beitrag in: „Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg. Beiträge zur oldenburgischen Landesgeschichte um 1800“, hg. von Heinrich Schmidt, Oldenburg 1979, S. 161-180.

Die Familie Hachmüller in Südoldenburg

239. Vortrag am 10. 3. 1979 von Dr. med. Josef Kampschulte, Lohne

In der Gemeinde Bakum bei Vechta gab es seit altersher zwei Mühlen, eine Wassermühle und eine Windmühle, die bereits im Jahre 1378 erwähnt werden und dem Kloster Gertrudenberg bei Osnabrück zehntpflichtig waren. Von beiden darf die Wassermühle als die ältere angesehen werden. Sie führte die Bezeichnung Hachmühle und wurde von dem Bakumer Bach gespeist. Sie ist leider längst verschwunden, aber ihre Fundamente fand man 1974 bei Begräbnisarbeiten des Baches in Westerbakum.

Diese Hachmühle hat der sie bewohnenden und bewirtschaftenden Familie auch den Namen gegeben. Anfangs nannte man die Müller dort „thor Hagemolen“, ließ aber bald das Wörtchen thor (zur) weg und kam somit zur heute noch gültigen Namensform Hachmüller, die uns in den alten Urkunden in verschiedenen Schreibweisen begegnet. Zum erstenmal tritt uns die Familie 1498 mit einem Hermann Hackmoller entgegen. Aus einem Register des Jahres 1535 geht hervor, daß die Hofstelle des Hermann Hackmoller dem in der Nähe belegenen adligen Gute Südholz-Tribbe grundherrnrechtlich hörig war. Das Türkenregister von 1545 gibt über die Größe des Hachmüllerhofes, der hinsichtlich der Hofqualität zu den Kotten („Pferdecötther“) rechnete, Auskunft: 3½ und 4 Molt



Einsaatfläche standen in Bewirtschaftung, wobei 1 Molt (Malter) = 12 Scheffelsaat entsprechen. Hachmöller besaß damals einen ansehnlichen Tierbestand: 5 Pferde, 4 Ochsen, 6 Rinder, 7 Schweine und 30 Schafe; das Gesamtvermögen wurde auf 95 Goldgulden bewertet. Ein anderes Steuerregister von 1568 ist dadurch bedeutsam, weil es außer dem Hausvater Hinrich thor Hagmolen zum erstenmal sämtliche steuerpflichtigen Familienmitglieder des Haushalts aufführt (Frau, 3 Söhne, 3 Töchter).

Inzwischen war seit dem Jahre 1543 das Niederstift Münster lutherisch geworden. Die protestantische Epoche währte etwa 2-3 Generationen, bis seit 1613 die Rekatholisierung einsetzte. In der Hachmöllerschen Familiengeschichte haben daher die kirchlichen Archivalien auch ihre Bedeutung. Die 1694 beginnenden Kirchenbücher von Bakum vermitteln dann eine genaue Kenntnis der Lebensdaten der Familienangehörigen, die durch Seelenregister (Einwohnerverzeichnisse) und auf dem Hachmöllerhof aufgefundene Familienpapiere ergänzt werden.

Die Notzeiten des 30jährigen Krieges sowie der Nachkriegszeit spiegeln sich in alten Familienakten wieder. So sahen sich auch die Hachmöller vor 300 Jahren zwecks Nebenerwerbs veranlaßt, an dem sogenannten friesländischen Ablaufen oder Hollandgang teilzunehmen. Aus dem 18. Jahrhundert haben sich mehrere Freilassungsurkunden von Hachmöllerschen Töchtern oder auf den Hof einheiratenden Ehefrauen erhalten. Sie sind z. T. von den Herren v. Elmendorff auf Gut Füchtel ausgestellt, die um 1685 das Grundherrnrecht der Hachmühle erworben hatten.

Die den Herren v. Elmendorff zu leistenden Leibeigenschaftsverpflichtungen werden 1754 aufgezählt: für den Antritt der Stelle (Weinkauf) und die Sterbefälle der Eltern eine einmalige Gebühr von 180 Reichstalern, als jährliche Pachtzahlung 3 Malter Roggen in bar, 1 feistes Schwein, 2 Hühner und 6 Pfund Butter. Außerdem mußte der gewöhnliche Manndienst wöchentlich 2 Tage mit 2-3 Pferden verrichtet werden; hinzu kamen einzelne Sonderfahrten für den Gutsherrn, wofür auch die Pferde zu stellen waren, Brandholz einfahren, Mithilfe bei der Jagdhaltung, Hundefütterung, Getreideernte und Gartenarbeit. Da diese vielen Belastungen der Hachmöllerstelle zugemutet werden konnten, muß das Anwesen immerhin eine ansehnliche Qualität gehabt haben. Hierzu gehörten 1771 außer dem Wohnhaus von 21 x 11 m Größe, Scheune, Schafstall, Backhaus und Speicher noch drei von Fremden bewohnte Heuerhäuser.

Trotz der bereits seit der Franzosenzeit eingeleiteten Maßnahmen zur Bauernbefreiung, die in den ehemaligen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst übrigens etwa ein Jahrhundert früher einsetzten, beantragte Hachmöller erst im Jahre 1850 seine Entlassung aus dem gutsherrlichen Verbande zu seinem Grundherrn v. Elmendorff. Mit der Abtragung von Restzahlungen wurde er damit freier Bauer. Inzwischen hatte sich die Familie zu einer großen Sippe mit verschiedenen Linien ausgeweitet, die zunächst auf weiteren Mühlen der Umgebung (in Harme und in Bakum), dann auf mehreren Höfen Südburgs ansässig wurden und heute noch ein von Tradition geprägtes Zusammengehörigkeitsbewußtsein auf Familientagungen pflegen.

„Kein Mensch erzwinget sich das Glück, ganz unverhofft gehts oft zurück.“ So lautet eine Inschrift an dem 1864 erbauten Hachmöllerschen Hause in Westerbakum. Daß sich die Familie Hachmöller dennoch durch alle Jahrhunderte bewahrt und bewährt hat, schilderte Dr. Kampschulte anhand zahlreicher Dokumente und Lichtbilder.

Pb: NWH 12. 5. 1979.

Andreae, eine über 250 Jahre im Weser-Ems-Raum ansässige Pastorenfamilie aus Württemberg

240. Vortrag am 21. 4. 1979 von Bundesbahn-Oberamtsrat Herbert Schmidt, Oldenburg

Die ältesten Familienmitglieder, die sich ursprünglich Endris nannten, lebten als Bauern im fränkischen Bistum Eichstätt. Ein Jacob Endris (1498-1566) in der dritten Generation erlernte das Schmiedehandwerk und ließ sich im württembergischen Waiblingen bei Stuttgart nieder. Auf seiner Wanderschaft durch Böhmen, Ungarn, Frankreich, Spanien und Italien, sowie auf zweimaliger Pilgerreise nach dem berühmten spanischen Wallfahrtsort Santiago de Compostela erwarb er ungewöhnliche Sprachkenntnisse. Sein Grabstein in der Klosterkirche Bebenhausen ist noch erhalten. Zwei seiner Söhne wurden evangelische Pastoren.

Insbesondere der ältere, Jacob Andreae (1528-1590), fiel durch außergewöhnliche Begabung auf. Bereits mit 18 Jahren wurde er Diakon in Stuttgart, mit 25 Jahren General-superintendent, seit 1562 Professor der Theologie und Kanzler der Universität Tübingen. Er entfaltete eine rastlose Tätigkeit im Dienst der Kirche und galt als strenger Verfechter des reinen Luthertums. Als Reformator Württembergs und dann auch Sachsens wirkte er auf Verständigung zwischen den verschiedenen geistlichen Richtungen der Lutheraner, der Philippisten und der Calvinisten. Sein Wort wurde auf Reichs- und Fürstentagen gehört, er war 1577 der maßgebliche Verfasser der berühmten Konkordienformel, wodurch die Vorherrschaft des orthodoxen Luthertums in den protestantischen Landen gesichert wurde.

Groß ist die Zahl seiner Kinder und Enkel, die mit der gesamten damaligen schwäbischen Gelehrten- und Beamtenwelt, namentlich der Geistlichkeit, verwandt und verschwägert waren. Zahlreich unter den Nachkommen sind vor allem die Pastoren. Von ihnen erregte Johann Valentin Andreae (1586-1654), ein begabter Theologe, Superintendent in Calw und später Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart, die besondere Aufmerksamkeit seiner Zeit. Anders als sein Großvater Jacob, einst das stolze Haupt der im Schwabenlande herrschenden lutherischen Orthodoxie, wirkte der Enkel als demütiger Verkünder eines wahren werktätigen Christentums, als vielseitig gebildeter, geistvoller Sittenprediger und satirischer Volksdichter, als Kind seiner Zeit nicht frei von mystischen und schwärmerischen Ideen. So gilt er auch als geistiger Vater der Bruderschaft der Rosenkreuzer, einer theosophischen Geheimgesellschaft, welche über hundert Jahre später neben den Freimaurern großen Einfluß erlangte.

Offenbar durch die Wirren des 30jährigen Krieges aus der theologisch-traditionellen Bahn geworfen und keinen akademischen Beruf anstrebend, verließ Antonius Andreae (1610-1682), nachdem er in Ulm das Weberhandwerk und in Straßburg den Färberberuf erlernt hatte, seine schwäbische Heimat und ließ sich in Fürstenwalde in der Mark Brandenburg als Weber und Tuchmacher nieder. Indessen griffen sein einziger Sohn und später auch die Enkel und folgenden Generationen die geistliche Familientradition wieder auf.

Einer seiner Enkel, Ephraim Andreae (1679-1750) wurde Begründer des ostfriesischen Familienzweiges, der auch gegenwärtig noch blüht. Er hatte einige Jahre als Lehrer am



berühmten Franckeschen Waisenhaus in Halle und später am Pädagogium in Halberstadt unterrichtet, bis er 1714 auf Empfehlung Franckes als Pfarrer nach Dunum in Ostfriesland berufen und von dort 1723 nach Eggelingen versetzt wurde. Unter seinen Nachkommen finden wir wieder viele Pastoren in Ostfriesland und im Jeverland. Der letzte, Hillard Andreae (1800-1872), war nacheinander Pfarrer zu Wangerooze, Neuende und Tettens.

Sein Bruder Ulrich Christian Andreae (1783-1855), der noch Theologie studiert hatte, wandte sich ganz der Landwirtschaft zu, als er Herz und den nicht unbedeutenden Landbesitz einer jungen Witwe erwarb. Das Landgut lag im Banter Ortsteil des heutigen Wilhelmshaven. Es gelang Ulrich Andreae, sich schnell auf seinen neuen Beruf umzustellen und auch manches Ehrenamt (Deich- und Sielrichter, Gemeinderatsmitglied) zu erfüllen.

Damit hatte eine jahrhundertelange Tradition von neun Pastorengenerationen ein Ende gefunden, und die Familie war in die bäuerliche Sphäre zurückgekehrt, der sie ursprünglich angehört hatte und der nun auch wieder weitere Familienmitglieder im Jeverland und Ostfriesland verbunden sind. In verschiedenen Seitenlinien treten bei den Andreae daneben aber auch Handwerker, Kaufleute, Apotheker und Beamte auf. Die vielen Einzelschicksale zeugen von der imponierenden Gesamtleistung dieses durch 16 Generationen dargestellten Geschlechts und beleuchten anschaulich die genealogischen Fäden, mit denen unsere deutschen Landschaften vielfältig untereinander verbunden sind.

Pb: NWH 14. 7. 1979.

Literatur: Deutsches Geschlechterbuch Bd. 31. — Upstalsboom-Blätter, Emden 1915 u. 1916. — A. Dietz: Aus der Geschichte und Genealogie der Familie Andreae, Frankfurt/M. 1923. — Historienkalender, Jever 1958 u. 1967.

Die herzogliche öffentliche Bibliothek in Oldenburg und ihre Benutzer um 1800

241. Vortrag am 13. 10. 1979 von Bibliotheksoberrat Dr. Egbert Koolman, Oldenburg

Mit der Erwerbung einer bedeutenden wissenschaftlichen und bibliophilen Büchersammlung von etwa 20.000 Bänden aus dem Besitz des hannoverschen Hofrats Brandes begründete Herzog Peter Friedrich Ludwig die Landesbibliothek Oldenburg, die 1792, zunächst im Erdgeschoß des Schlosses, dem allgemeinen Publikum zugänglich gemacht wurde. Grundlage einer Untersuchung der Frühgeschichte der Bibliothek bildete die Auswertung eines bisher noch nicht erschlossenen Journals, das seit dem Bibliotheksgründungsjahr 1792 bis zur Franzosenzeit 1811 geführt wurde. Der Band verzeichnet sämtliche Buchausleihen, daneben aber auch Buchkäufe und -geschenke sowie Buchbindarbeiten. Weiterhin lassen sich die soziale Zusammensetzung der Benutzerschaft, Lektüregewohnheiten wie auch Popularität bestimmter Bücher und Literaturgruppen erkennen.

In dem genannten zwanzigjährigen Zeitraum wird die Bibliothek von 425 Personen (vorwiegend aus der Stadt Oldenburg) mit insgesamt etwa 5.000 Ausleihen und über 12.000 Bänden in Anspruch genommen, wobei zahlreiche Benutzer viele Jahre hindurch immer wieder auftreten. Erwartungsgemäß überwiegt in der Benutzerschaft die 312 Per-



sonen umfassende Gruppe der Oberschicht und oberen Mittelschicht; hierzu zählen der Adel, die leitenden Beamten, Akademiker und noch in einer qualifizierten Ausbildung befindliche jüngere Leute. Ihnen gegenüber steht eine kleinere Gruppe von 62 Personen aus einfacheren Kreisen, nämlich Hofoffizianten, Subalternbeamte, Schullehrer, Künstler, Kaufleute und Handwerker. Beide Gruppen zeigen unterschiedliche Benutzungsfrequenzen; die erste Gruppe entleiht pro Person etwa die dreifache Anzahl von Buchtiteln gegenüber der zweiten Gruppe.

Die mit über 80 Personen größte Gruppe von Bibliotheksbenutzern bilden die Gymnasiasten der Oberstufe. Die meisten von ihnen lassen sich auch in späteren Jahren als Benutzer nachweisen. Dies belegt die angestrebte Gewöhnung der Schüler an die Bibliothek bis in ihr späteres Berufsleben und ist als Erfolg der vom Herzog gewünschten Anhebung des Bildungsstandes der Bevölkerung zu werten. Beachtenswert sind auch 15 Damen in der Liste der Bibliothekskunden.

Es zeigt sich, daß die Ausleihmodalitäten anfangs großzügig gehandhabt wurden. Die Bibliothek war als öffentliches Institut für sämtliche Bevölkerungskreise an allen Werktagen zugänglich. Selbst für wertvolle, seltene Bücher (Tafelwerke oder Handschriften) gab es keine Beschränkung auf Benutzung nur innerhalb der Bibliotheksräume. Auch mit den Leihfristen verfuhr man nicht kleinlich.

So darf die herzogliche Bibliothek, die allen Landeseinwohnern offenstand, als ein wichtiges Instrument zur geistigen und kulturellen Auseinandersetzung des Bildungsbürgertums schon seit den Tagen ihrer Gründung vor nahezu 200 Jahren gelten. Auf die Benutzerliste, die in Kürze veröffentlicht wird, darf man gespannt sein. Sie wird unser Bild über viele Oldenburger Persönlichkeiten um 1800 erweitern. Dr. Koolman hat es verstanden, das scheinbar nüchterne Bibliotheksjournal als eine aussagekräftige Geschichtsquelle zu interpretieren, und hat damit einen erfreulichen Beitrag zur Wissenschafts- bzw. Kulturgeschichte Oldenburgs geliefert.

Pb: NWH 8. 12. 1979.

Literatur: Gabriele Crusius: Gründung und Frühgeschichte der herzoglichen öffentlichen Bibliothek in Oldenburg (1792-1847), Oldenburg 1981 (= Schriften der Landesbibliothek Oldenburg Nr. 10). — Egbert Koolman: Benutzung und Benutzer der herzoglichen öffentlichen Bibliothek in Oldenburg 1792-1810 (in „Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg. Beiträge zur oldenburgischen Landesgeschichte um 1800“, hg. von Heinrich Schmidt, Oldenburg 1979, S. 213-230).

Die letzten Grafen von Delmenhorst

242. Vortrag am 17. 11. 1979 von Studiendirektor Dr. Dieter Rüdibusch, Delmenhorst (z. Zt. Lüneburg)

Dreimal war Delmenhorst im Laufe der Jahrhunderte Sitz einer eigenständigen Nebenlinie des Oldenburger Grafenhauses. Mit der letzten Epoche dieser ehemaligen gräflichen Residenz wurde ein Kapitel eigenständiger Delmenhorster Grafengeschichte erörtert, das in das Zeitalter der Reformation und des 30jährigen Krieges fällt. Die Burg Delmenhorst, 1254 erstmalig erwähnt, verdankt ihre Entstehung der Unterwerfung der Stedin-



ger Bauern (1234). Denn in strategisch günstiger Lage mußte ein befestigter Platz geschaffen werden, der einerseits die Flämische Heerstraße von Flandern an die Ostsee und den Stedinger Weg überwachen und andererseits die unterworfenen Bauern beobachten sollte. So entstand aus der Burg Delmenhorst und der sich bildenden bürgerlichen Siedlung, die 1371 Stadtrechte erhielt, ein Verwaltungszentrum für die sog. „Herrschaft Delmenhorst“, die sich wechselnd im Besitz der Oldenburger Grafen, der Delmenhorster Nebenlinien und des Bischofs von Münster (ab 1482) befand.

1547 gelang Graf Anton I. von Oldenburg die Rückeroberung Delmenhorsts. Alsbald wurden die Befestigungen verstärkt und der Schloßbau verbessert, so daß Delmenhorst als eines der damals prachtvollsten Schlösser Norddeutschlands galt. Antons Sohn Graf Johann VII. (der „Deichbauer“) feierte hier 1576 eine prunkvolle Hochzeit mit der Prinzessin Elisabeth von Schwarzburg. Als regierender Graf residierte er in Oldenburg. Sein jüngerer Bruder Anton II. (1550-1619) drängte jedoch nach Selbständigkeit und erreichte 1577 die Teilung der oldenburgischen Stammlande, wobei ihm die Herrschaft Delmenhorst mit Stedingen (ohne Wüstenland), Varel und Harpstedt zugesprochen wurden.

Damit ist Graf Anton II. der Begründer der jüngeren Delmenhorster Linie. Aber erst nach 23 Jahren heiratete er als Fünzigjähriger die 24jährige Herzogin Sibylle Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel. In 19jähriger Ehe wurden 11 Kinder (9 Mädchen und 2 Söhne) geboren. Die Töchter fanden eine standesgemäße Versorgung in adligen Reichsstiften oder vermählten sich mit den Häusern Schleswig-Holstein, Schwarzburg, Barby und Württemberg.

Anton II. war um den Ausbau seiner Herrschaft bemüht und sonnte sich im Glanz der Residenz. Eine großzügige barocke Gartenanlage geht auf ihn zurück, ebenso der Betrieb einer Wasserleitung von Almsloh zur Versorgung des Schlosses. Auch der Wohlstand der Bürger in der Stadt hob sich, der Handel florierte, es wurde eine Justizkanzlei errichtet, und die Anstellung von drei Stadtpfarrern zeugt vom Wachsen der Bürgerschaft. Als erfolgreicher Pferdezüchter wurde Anton II. zum Vorbild seines Neffen Anton Günther in Oldenburg. Ein Ochsen- und Pferdehandel brachte manchen Gewinn, dagegen hatten Versuche zur Förderung von Eisen auf der Delmenhorster Geest keinen Erfolg. Anton II. starb 1619 und wurde in der Gruft der von ihm erbauten Stadtkirche beigesetzt.

Sein ältester Sohn Anton Heinrich erlag schon drei Jahre später als Student in Tübingen einer Windpockenerkrankung. Der zweite Sohn, Graf Christian IX., war erst zehn Jahre alt, und daher führte die Gräfinwitwe Sibylla mit Beistand ihres Bruders, des Herzogs August des Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Regierungsgeschäfte.

Nach dem Tode seiner Mutter (1630) übernahm Christian IX. selbst die Regentschaft. Zunächst war er, da noch nicht volljährig, auf die Hilfe seines Veters Anton Günther in Oldenburg angewiesen. In jener Zeit des 30jährigen Krieges konnten zwar offene Kampfhandlungen von den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ferngehalten werden, dennoch hatten die Einwohner unter Truppendurchmärschen, Einquartierungen und herumstrolchenden Soldaten zu leiden. Zudem war Christian ohnehin in wirtschaftliche Bedrängnis geraten. So lag es nahe, sich oldenburgischer finanzieller Unterstützung zu versichern, zumal Anton Günther an einer Vereinigung beider Grafschaften gelegen war. Gegenseitige Erbverträge sollten diese Bestrebungen absichern. Das Schicksal aber

fügte es, daß beide Grafen ohne legitime Leibeserben blieben. Als Christian 1647 einen Sturz von seinem Pferde nicht überlebte, erlosch mit ihm die Delmenhorster Grafenlinie. Erbe wurde Graf Anton Günther, der nun wieder beide Landesteile in einer Hand vereinte. In der Grafengruft der Stadtkirche erinnern die alten Zinnsärge noch heute an das ehemalige Delmenhorster Grafenhaus und an ihre einst glanzvolle Zeit.

Pb: NWH 12. 1. 1980.

Literatur: Dieter Rüdebusch: Die Grafschaft Delmenhorst zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit (= Vorträge der Oldenburgischen Landschaft, Heft 8, 1981). — Christine Holzberg u. Dieter Rüdebusch: Die Sage vom Löwenkampf des Grafen Friedrich und die besonderen Beziehungen zwischen den Häusern Oldenburg-Delmenhorst und Schwarzburg-Rudolstadt, Oldenburg 1978.

Reichskammergerichtsprozesse als familiengeschichtliche Quelle der Vorkirchenbuchzeit

243. Vortrag am 12. 1. 1980 von Archivdirektor Dr. Albrecht Eckhardt, Oldenburg

Die Personen- und Familiengeschichtsforschung bedient sich zur Feststellung der Abstammungsverhältnisse und Verwandtschaftszusammenhänge durchweg zunächst einer grundlegenden Auswertung der Kirchenbücher. Daneben wird man aber zur Ergänzung und Ausweitung der Ergebnisse auch andere Quellen heranziehen, die heute in Archiven aufbewahrt werden. So gehören z. B. die alten Erdbücher, Mannzahlregister, Seelenregister und Steuerlisten zu häufig benutzten Archivalien. Auch frühere Gerichtsakten enthalten viele wertvolle Angaben zur Heimat- und Familiengeschichte. Einer solchen Quellengattung galt dieser Vortrag.

Unter den Tausenden von Prozeßakten des von 1495 bis 1806 in Speyer, später Wetzlar tagenden höchsten Reichsgerichts wurden bei der Aufteilung des Reichskammergerichts im 19. Jahrhundert einige hundert für Oldenburg ausgesondert, von denen heute noch knapp 200 im hiesigen Staatsarchiv liegen. Sie stammen meist aus dem 16. und 17. Jahrhundert und enthalten eine Fülle bisher kaum ausgeschöpfter genealogischer Materialien. Neben umfangreichen Zeugenlisten finden sich auch Erbschaftsprozesse oldenburgischer Familien, die für den Genealogen eine wahre Fundgrube darstellen.

Eine hochbedeutende Quelle stellen die Zeugenverhörprotokolle in vielen Prozeßakten dar. Häufig handelt es sich dabei um Streitigkeiten zwischen Territorialherrschaften wie etwa Oldenburg und Münster. Die Zeugenaussagen enthalten nicht nur wichtige Vorgänge für die Ortsgeschichte, wie z. B. die Zerstörung des Klosters Hude im 16. Jahrhundert oder den oldenburgischen Überfall auf Wildeshausen im Jahre 1597 oder über die Baugeschichte des Ellenser Damms und die ihn heimsuchenden Sturmfluten um 1615. Die Zeugen werden durchweg auch über ihre eigene Person befragt, und so sind uns wichtige Angaben über Alter, Herkunft, Wohnort, Beruf und Vermögen überliefert. Ein umfangreicher Teil der erhaltenen Reichskammergerichtsakten behandelt Appellations- (Berufungs-) prozesse. Hierin werden nicht nur die miteinander streitenden Parteien in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen dargestellt, sondern gelegentlich ent-



halten die Akten auch Eheverträge, Testamente und Erbverträge sowie den ganzen kulturhistorisch reizvollen Hintergrund der Streitsache. So sind jene Prozeßakten in besonderer Weise geeignet, uns die Persönlichkeiten früherer Jahrhunderte plastisch nahe zu bringen und dabei Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede zur Gegenwart deutlich werden zu lassen.

Als Belegbeispiel gab der Vortragende eine eingehende Schilderung von einer Gruppe von elf zusammenhängenden Prozessen aus dem Zeitraum von 1595 bis 1639. Hieraus ließ sich der eng versippte Kreis der Familien Stadtlander, Vogt, von Elverfeld, Neuhaus, Honrichs, Schaffenrath und Griepenkerl (Gryphiander) in Oldenburg, Bremen, Stadland, Stedingen und Delmenhorst in bewegten Einzelschicksalen darstellen.

Bei der vielseitigen Bedeutung dieser Reichskammergerichtsakten für die Rechts- und Verfassungsgeschichte, für die Landes- und Ortsgeschichte, für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie nicht zuletzt auch für die Genealogie ist es eine erfreuliche Nachricht, daß ein ausführliches Gesamtregister als Findbuch erarbeitet wurde.

Pb: NWH 9. 2. 1980.

Literatur: Albrecht Eckhardt: Reichskammergerichtsakten als familien- und sozialgeschichtliche Quellen (in: Genealogisches Jahrbuch, Band 20, 1980, S. 55-77). — Ders.: Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern Nordwestdeutschlands als Zeugen in dem Reichskammergerichtsprozeß um Delmenhorst 1548-1568 (in: Genealogie, 1979, S. 401-419 u. 450-459). — Ders.: Findbuch zu den Reichskammergerichtsakten 1524-1806 (= Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg, Heft 15, Göttingen 1982).

Familienkundliche Quellen in kirchlichen Archiven in Oldenburg, Hinweise für die Praxis

244. Vortrag am 9. 2. 1980 vom landeskirchlichen Archivar Wilhelm Friedrich Meyer, Oldenburg

Zu den wichtigsten Quellen für genealogische und personengeschichtliche Forschungen gehören in erster Linie die Kirchenbücher, da sie über Taufen (Geburten), Trauungen und Begräbnisse (Todesfälle) sowie über Berufe, Wohnorte und mancherlei persönliche Nachrichten über die Einwohner Auskunft geben und somit die wesentlichen Lebensdaten liefern. Die Kirchenarchive verfügen aber noch über andere Geschichtsquellen.

Außer den übergeordneten Konsistorialbehörden in Oldenburg, Jever und Varel, deren Aktenbestände größtenteils als Depositum an das Staatsarchiv Oldenburg abgeliefert wurden, gibt es im Bereich der Evangelisch-lutherischen Kirche Oldenburg über 100 selbständige Gemeindearchive, von denen 76 mit ihrer Archivalienüberlieferung bis ins 16. und 17. Jahrhundert zurückreichen. Seit einer Reihe von Jahren werden sämtliche Kirchenarchive nach modernen wissenschaftlichen Grundsätzen neu geordnet, registriert und mit Hilfe von Findbüchern für die Benutzung erschlossen.

Das älteste oldenburgische Kirchenbuch ist das von Blexen, das im Jahre 1573 in nieder-



deutscher Sprache begonnen wurde. Ihm folgen auf Oldenburger Gebiet 1578 Eckwarden, 1591 Jever, 1606 Bardenfleth und Zwischenahn, 1609 Elsfleth, Schwei, Stollhamm und Tossens, 1611 Hammelwarden, um nur die zehn ältesten Register zu nennen. Für die Stadt Oldenburg beginnen die Tauf- und Trauregister 1642, dagegen die Sterberegister erst 1778. Die meisten Kirchenbücher liegen bei den betr. Pfarrämtern, einzelne sind auch ins Staatsarchiv Oldenburg überliefert. Dort befinden sich im Bestand 250 ebenfalls Zweitschriften der Kirchenbücher des alten Herzogtums Oldenburg, im allgemeinen ab 1801, und der Herrschaft Jever ab 1825. Zum Schutz vor eventuellen Verlusten sowie zur besseren Verwahrung und Pflege sollte, wie bereits in anderen Landschaften geschehen, eine Zentralisierung im Staatsarchiv Oldenburg für die alten Kirchenbücher und historischen Akten sämtlicher oldenburgischer Gemeinden erwogen werden.

Neben der Führung von Kirchenbüchern waren die Pastoren auch gehalten, Register der Kommunikanten (Abendmahlsteilnehmer) sowie der Konfirmanden anzulegen. Diese Listen können die Forschung in manchen Fällen in willkommener Weise ergänzen. Ebenso bilden die Kirchenstuhl- und die Grabstellenregister weitere Informationsquellen.

Von besonderer Bedeutung sind die sogenannten Seelenregister. Das sind ursprünglich zu kirchlichen Zwecken eingerichtete Einwohnerverzeichnisse, die im Oldenburgischen aus dem 17. bis 19. Jahrhundert erhalten sind. Vor allem die in den Jahren 1662 und 1675 angelegten Seelenregister werden für die Heimat- und Familienforschung häufig herangezogen. Aus jüngerer Zeit, meist aus dem 19. Jahrhundert, stammen die Familienregister, die teilweise bis etwa 1930 geführt wurden.

Zu den einstigen Aufgaben der Pastoren gehörte auch das Aufsetzen und Beurkunden privatrechtlicher Verträge. So sind bei manchen Gemeinden umfangreiche Konvolute von Eheverträgen und Testamenten vorhanden, die sich mit eingehenden Schilderungen aus der persönlichen Sphäre der Vorfahren befassen und in der Regel mit den Unterschriften der Familienangehörigen versehen sind. Auch die Kirchenrechnungen, die häufig noch mit den Originalquittungsbelegen vorliegen, können mit Gewinn herangezogen werden.

Voraussetzung für historische Forschungen ist, daß man nicht nur der deutschen Schrift kundig ist, sondern auch die alten Schriftzüge vergangener Jahrhunderte lesen kann. In der Praxis läßt sich mit einiger Übung beides bald erlernen. Gerade die persönliche Einsichtnahme in die Geschichtsdokumente erhöht den Reiz der Untersuchung und vermittelt einen unmittelbaren Zugang zur individuellen Berichterstattung und zu den wirtschaftlichen, sozialen und kulturgeschichtlichen Gegebenheiten. Abschließend gab der Vortragende eine Reihe von Hinweisen für die Praxis des Familienforschers bei der Benutzung kirchlicher Archive.

Pb: NWH 15. 3. 1980.

Literatur: Wilhelm Friedrich Meyer: Seelenregister zur Zeit Peter Friedrich Ludwigs, Ausstellung im Ev.-Luth. Oberkirchenrat Oldenburg 1979 (Katalog). — Ludwig Koch: Die kirchlichen Quellen des Herzogtums Oldenburg, Leipzig 1929. — Hans Heering: Kirchenbuchverzeichnis der Ev.-luth. Kirche in Oldenburg, Oldenburg 1972. — Franz Teping: Die Kirchenbücher im Offizialatsbezirk Oldenburg (im: Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland 1952, S. 45 f.). — J. H. M. Putman: Die Kirchenbücher des Bistums Münster, Bussum, NL, 1974.

Das fürstbischöflich münsterische Militärwesen (1619-1803) unter besonderer Berücksichtigung der Ämter Vechta und Cloppenburg

245. Vortrag am 8. 3. 1980 von Oberstleutnant a. D. Hans-Georg Volkhardt, Südmoslesfehn

Von jeher haben kriegerische Ereignisse den Geschichtsablauf der Völker in hohem Maße mitbestimmt. Auch unsere Heimat ist von solchen Auseinandersetzungen, mitunter am Rande weltpolitischer Machtkämpfe oder infolge raublustiger Bestrebungen machthungriger Fürsten, nicht verschont geblieben. In militärischer Hinsicht stand das Fürstbistum Münster unter den geistlichen Fürstentümern des alten Reiches in besonderem Ansehen. Der münsterische Bischof Heinrich von Schwarzburg war einer der ersten, wenn nicht überhaupt der erste Heerführer, der bei seinen Söldnertruppen 1485 eine einheitliche Montierung, nämlich grüne Uniformen, vorschrieb. Als zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges die Zeit der stehenden Heere begann, stellte auch Münster 1619 vorsorglich Truppen auf, um einem Übergreifen der Kämpfe von Böhmen aus zu begegnen. Sie wurden zum Unterschied zu den mit ihnen verbündeten Truppen des Kaisers und der Liga „Stiftstruppen“ genannt und kämpften vorwiegend auf dem Territorium des Hochstifts. Die wechselnden Kämpfe verheerten das Land, auch das Niederstift mit den Ämtern Vechta und Cloppenburg, dazu Wildeshausen, wurden heimgesucht.

Der als „Kanonenbischof“ in die Geschichte eingegangene Christoph Bernhard von Galen begann 1650 eine schlagkräftige Armee aufzubauen, wobei sein besonderes Interesse der Artillerie gilt. 1654 gewinnt er Vechta von den Schweden zurück, während Wildeshausen verloren bleibt. 1661 gelingt nach mehreren Versuchen die Rückeroberung der Stadt Münster, deren Festungsanlagen nun durch eine Zitadelle verstärkt werden. In den folgenden Jahren werden die münsterischen Truppen an immer neuen Kriegsschauplätzen eingesetzt; zunächst in Erfurt, dann 1664 Beteiligung am Reichskrieg gegen die Türken, denen auch Graf Anton Günther von Oldenburg eine Reiter-Kompanie entsandte.

1665 beginnen die Kriege gegen die niederländischen Generalstaaten, die Christoph Bernhard im Bündnis mit England mit 20.000 Fußsoldaten und 10.000 Reitern angreift. Das Heer ist bunt zusammengewürfelt, die Ausländer überwiegen bei weitem. Die münsterischen Infanteristen, wegen ihrer nun weißgrauen Jacken „Grauröcke“ genannt, sind infolge ihrer Übergriffe gefürchtet. Da das Fürstbistum nicht in der Lage ist, größere Streitkräfte auf längere Zeit zu unterhalten, werden die Truppenzahlen bald wieder reduziert. Dennoch halten münsterische Besatzungen eroberte Gebiete (Bentheim, Corvey/Höxter) noch auf Jahrzehnte besetzt.

1672 folgt ein zweiter Feldzug gegen Holland; jedoch die übertriebenen Pläne des Bischofs scheitern. Zwei Jahre später kämpfen die Münsteraner im Elsaß gegen die Franzosen, später in Brabant. Gleichzeitig wird der seit 1670 währende Krieg gegen Schweden weitergeführt, die Herzogtümer Bremen und Verden erobert und der Feldzug bis nach Stettin, Rügen und Dänemark getragen. Aus all diesen Kriegshandlungen bleibt kein Gewinn, als der Bischof 1678 stirbt.

Abermals wird die Armee nun verringert, zumal endlich ruhigere Zeiten eintreten. Unter den Nachfolgern auf dem bischöflichen Stuhl hebt sich die Persönlichkeit des



Fürstbischofs und Kurfürsten Clemens August (1719-1761) besonders heraus, zwar nicht durch militärische Aktionen (obwohl die münsterische Armee die stärkste in seinen fünf Bistümern ist), sondern als kunstfördernder Mäzen; die Schlösser Clemenswerth und Brühl sind mit seinem Namen und Wirken verbunden. Immerhin aber vollziehen sich zu seiner Zeit grundlegende Wandlungen im Militärwesen, vor allem in der Ausrüstung, Kampfweise und Uniformierung. Die schwankende Politik von Clemens August verhindert im Siebenjährigen Krieg wie im vorhergehenden Erbfolgekrieg 1744 einen erfolgreichen militärischen Einsatz; nach einigen Niederlagen werden Vechta, Münster und andere Gebiete kampfflos den Franzosen überlassen.

Nach dem Siebenjährigen Kriege werden sämtliche Festungen, darunter auch Vechta, aufgegeben und geschleift, da sie der modernen Kriegführung nicht mehr entsprechen und die Unterhaltung zu kostspielig ist. Die Truppenstärke wird auf vier Infanterie- und ein Kavallerie-Regiment festgelegt. Militärische Modernisierungsbestrebungen verfolgt jetzt vor allem der Minister Fürstenberg. 1792 nehmen noch zwei Regimenter an der Expedition gegen Lüttich und bis 1800 an den Feldzügen gegen die französischen Revolutionsarmeen teil.

Mit dem Reichsdeputationshauptschluß 1803 war Münsters Eigenständigkeit und seine Militärhoheit beendet, Preußen trat die Nachfolge an. Nur wenige ehemals münsterische Offiziere waren bereit, in preußische Dienste überzutreten. Das gesamte Militärwesen wurde neu organisiert.

Erfreulicherweise hat seit einigen Jahrzehnten ein erwachendes Interesse an der Militärgeschichtsforschung zahlreiche Veröffentlichungen als Bausteine zu einer noch zu schreibenden zusammenfassenden Geschichte des münsterischen Militärs entstehen lassen. Hierzu hat der Vortragende mit seinem Überblick einen ersten dankenswerten Schritt getan. Daß diese Forschungen auch für die südoldenburgische Landesgeschichte und ebenso für die Familienforschung von erheblicher Bedeutung sind, wurde anhand von Archivalien (Regimentslisten, Stammrollen, Militärkirchenbücher, Ernennungspatente, Personalkartei, Kriegstagebücher) unterstrichen.

Pb: NWH 10. 5. 1980.

Die Seefahrerfamilie Spille aus Schönemoor

246. Vortrag am 12. 4. 1980 von Edgar Much, Bremen

Einen Hauch vergangener Segelschiffsromantik mit sturmerprobten Fahrensleuten und erfolgreichen Kapitänen vermittelte Edgar Much mit einem Vortrag über die Familie Spille auf Großer Fahrt. Stammheimat der Spilles ist offenbar die Wildeshauser Geest, wo der Name Spille schon seit dem 16. Jahrhundert bezeugt ist. Von dort aus wandten sich verschiedene Familienzweige weserwärts, so nach Bremen, Schönemoor und Ritzenbüttel. Die hier untersuchte Linie geht auf einen Harm Spille (1654-1729) zurück, der als Heuermann in Schönemoor lebte. Unter seinen Söhnen Berend und Harmen teilt sich das Geschlecht in zwei Zweige.

Der jüngere Sohn, Harmen (1717-1777), heiratete nach Lemwerder und wurde Stamm-



vater der noch heute dort ansässigen Spilles. Unter seinen Nachkommen sind allein über zehn Spilles bekannt, die nachweislich zur See fuhren. Und noch heute widmen die Spilles aus Lemwerder der Seefahrt ihren Beruf als geschätzte Bootsbauer auf den Werften an der Weser. Unter den Seefahrern finden sich Matrosen, Schiffsköche und vor allem mehrere Schiffszimmerleute. Gerade der Schiffszimmermann war zur Zeit der hölzernen Segelschiffe nach dem Kapitän und Steuermann das angesehenste und wichtigste Mitglied der Mannschaft, da von seiner Kunst und Geschicklichkeit oftmals das Wohl und Wehe des Schiffes, der Ladung und der gesamten Mannschaft abhing.

Der ältere Sohn des Schönemoorer Stammvaters war Berend Spille (1687-1773), Brinksitzer zu Altengraben. Durch seine sieben Söhne, von denen fünf im Kirchspiel Schönemoor und zwei in Ritzenbüttel ansässig wurden, hat er eine schier unübersehbare Nachkommenschaft. Verschiedene Zweige erwarben kleinere Landstellen (Brinksitzereien und Köterhöfe) und gelangten damit wirtschaftlich zu einer gewissen Unabhängigkeit. Dennoch waren diese kleinen Bauernstellen auf Nebenerwerb angewiesen. So führte der nahe Weserstrom auch diese Familienzweige der Spilles zwangsläufig zur Seefahrt. Wir treffen hier auf weitere fast dreißig Seeleute des Namens Spille. Neben einer größeren Anzahl von Matrosen, einem Schiffszimmermann und drei Steuerleuten fallen insbesondere 15 Kapitäne auf, die vorwiegend in Ritzenbüttel und Vegesack, aber auch in Lemwerder und Oldenburg beheimatet waren. Sie waren die Herren der Meere auf ihren stolzen Viermastern, den Schonern, Gallioten, Kuffs, Briggs, Barken, Walfängern oder wie sonst ihre Schiffstypen hießen.

Unter ihnen ragt vor allem Bernhard Spille (1847-1911) hervor, der zu den tüchtigsten Kapitänen der deutschen Seefahrt zählt. Bereits mit 26 Jahren im Besitz des Kapitänspatents, hatte er 1875 auf der Bark „Johann Kepler“ Gelegenheit, zwölf britische Seeleute eines untergegangenen englischen Schiffes zu retten. Als Dank erhielt er von der britischen Regierung ein hübsches Barometer mit eingravierter Widmung überreicht, das sich noch heute in Familienbesitz befindet.

Bernhard Spille führte auf verschiedenen großen Schiffen das Kommando. Er war ein Kapitän von altem Schrot und Korn, der von der traditionellen Segelschiffahrt nicht ablassen wollte; auf Dampfschiffen ist er nie gefahren. Besonderen Ruhm erwarb sein seemännisches und navigatorisches Geschick mit dem Vollschiiff „Katharine“, mit der er mehrere Weltreisen durchführte. Unvergessen ist in Seemannskreisen seine legendäre Reise im Jahre 1889, während der er in 62 Tagen und 8 Stunden rund um den Erdball von Simonstown bei Kapstadt bis nach Equique an der chilenischen Küste segelte. Dies war für die damalige Zeit eine großartige Geschwindigkeit über eine so weite Strecke. Das Schiff wurde seitdem die „Schnelle Kathrin“ genannt und galt lange Zeit als eines der schnellsten Schiffe Deutschlands.

Nicht jeder Seemann kehrte indessen von Großer Fahrt zurück; es wird von manchem Spille berichtet, daß er fern der Heimat auf den Weltmeeren den Seemannstod fand oder in fremden Häfen heimtückischen Krankheiten zum Opfer fiel. Das war Seemannslos, jahrhundertlang, und dennoch überlebten die Familien und schickten Generation um Generation ihre Männer und Söhne hinaus ins harte Abenteuer der Seefahrt. Dieser lockende Beruf auf den unendlichen Meeren unter der Weite des Himmels, der manchem, hatte er durch Tüchtigkeit und Glück Erfolg, zu Wohlstand verhalf, der aber vielen anderen nur Entbehrungen oder gar den „nassen Tod“ brachte, dieser Beruf muß

den Spilles jahrhundertlang in besonderem Maße im Blut gelegen haben. Mit einer Reihe von Lichtbildern ergänzte der Vortragende seinen wohl gelungenen Bericht als lebendige Synthese von Familienforschung und Seefahrtsgeschichte.

Pb: NWH 14. 6. 1980.

Heinemann in Neuenwege, eine oldenburgische Großfamilie in fünf Jahrhunderten

247. Vortrag am 25. 10. 1980 von Studienrat i. R. Willi Heinemann, Oldenburg

Daß die Ergebnisse einer breit angelegten, fundierten Familienforschung in Oldenburg stets ein interessiertes Publikum finden, bewies wiederum der in plattdeutscher Sprache vorgetragene Bericht Willi Heinemanns, der damit ein gutes Beispiel gab, heimatkundliche Forschung zugleich mit der Pflege des Plattdeutschen zu verbinden.

In großen Zügen wurde eingangs die durch fünf Jahrhunderte zu verfolgende Familiengeschichte der Heinemanns vorgestellt. Bis zum Jahre 1552 führt der Stammbaum lückenlos zurück, als ein Hermann Heinemann Ländereien des Klosters Blankenburg am Neuenwege bei Wüstring als Klosterbauer in Bewirtschaftung nahm. Er stammte vermutlich aus Bornhorst, wo eine Familie Heinemann schon im 15. Jahrhundert (1434 und 1497) ansässig war, die ebenfalls in Beziehung zum Blankenburger Kloster stand.

Seit 1552 und noch heutzutage bewohnen die Heinemanns in steter Erbfolge den Stammhof in Neuenwege, dessen alte Gebäude 1953 leider abbrannten, der aber als fortschrittlicher Landwirtschaftsbetrieb wieder aufgebaut wurde und die Familientradition in moderner Weise fortführt. Im Laufe von fast 500 Jahren hat sich die Familie durch 12 bis 14 Generationen weit ausgebreitet, viele Familienzweige sind entstanden, so daß die Heinemanns auf zahlreichen Höfen der Umgebung, so in Neuenwege, Holle, Hurrel, Wüstring, Iprump, anzutreffen sind. Über 700 Namensträger lassen sich bisher als Nachkommen des ersten Siedlers in Neuenwege nachweisen. Besonders stark sind auch einige nach Amerika (vor allem nach Nebraska) ausgewanderte Familienzweige, die nach 1½ Jahrhunderten immer noch die Verbindung mit der alten Heimat und ihrer hiesigen Verwandtschaft pflegen. Diese familiären Zusammenhänge erfaßt zu haben, ist als positiver Erfolg der Familienforschung über Grenzen und Kontinente hinweg zu werten.

Der Vortragende schilderte sodann die einstigen Verhältnisse dieser am Moorrand angesiedelten Bauernhöfe, die mit steter Wassersnot zu kämpfen hatten, nicht nur bei Hochwasser der in mehreren Schleifen aufgestauten Hunte, sondern bei anhaltenden Regenfällen auch durch das von der hohen Geest abfließende Oberwasser. Gemeinsam trugen die Bauern die lebenswichtigen Deicharbeiten, und ihre Verantwortung für die Allgemeinheit zeigt sich auch bei den Heinemanns in den Ehrenämtern als Deich- und Sielgeschworene.

Um sich in der Abgeschlossenheit vor unliebsamen Besuchern zu schützen, waren die Höfe mit einer Graft umgeben, und die Zugbrücke wurde noch im vorigen Jahrhundert abends hochgezogen. Bei der Landbevölkerung war die Nachbarschaftshilfe einst wie heute besonders ausgeprägt. Das zeigte sich vor allem beim Bau neuer Häuser, die jeweils von der Dorfgemeinschaft errichtet wurden. Auch bei Brandunglück war gegenseitige Hilfe selbstverständlich. Der Zusammenhalt der Leute erwies sich bei allen Festen;



Hochzeit, Taufe, Beerdigung oder Richtfest wurde stets mit großer Anteilnahme gefeiert, wie es noch heute üblich ist. Alte Dokumente geben darüber Auskunft. Die bevorstehende Hochzeit wurde zuvor von den Familienparteien in allen rechtlichen und finanziellen Fragen vor dem Pfarrer geregelt und als „Ehestiftung“ beurkundet.

Ein reiches Quellenmaterial schriftlicher Überlieferung trug zum Erfolg bei der Erforschung der Heinemannschen Familiengeschichte bei, die zugleich den jahrzehntelangen Forscherfleiß Willi Heinemanns dokumentiert. Er vermittelte einen Einblick in die Lebensart unserer Vorväter, in Sitten und Gebräuche, in ihre Arbeit und Leistung, Not und Gefahr, aber auch in ihre Feste und Gemeinschaftspflege. Eine Reihe von Lichtbildern mit den stattlichen Fachwerkhäusern Heinemannscher Bauerngehöfte sowie von Familientreffen rundete das Bild. So präsentiert sich das weite Feld einer Familiengeschichte als ein Kapitel Heimatchronik, Kulturgeschichte und Volkskunde zugleich.

Pb: NWH 10. 1. 1981.

Literatur: Willi Heinemann: Familie Heinemann, Leben und Wirken unserer Vorfahren durch fünf Jahrhunderte, Oldenburg 1979 (Familienchronik).

Die Welfen in der Geschichte Nordwestdeutschlands, ein Beitrag anlässlich der 800. Wiederkehr des Schicksalsjahres 1180

248. Vortrag am 22. 11. 1980 von Prof. Dr. Heinrich Schmidt, Oldenburg

Die Welfen führen ihren Ursprung auf einen fränkischen Grafen Ruthard im 8. Jahrhundert mit Besitz in Elsaß und in Lothringen zurück, den Pippin zu einem Sachwalter fränkischer Königsherrschaft in Alemannien macht. So kommt das Geschlecht nach Schwaben, und der Sohn oder Enkel Welf I., dessen Name fortan zum Leitnamen der Familie wird, ist um 800 im Gebiet nördlich des Bodensees begütert. Er gehörte bereits zum höchsten Adel, zur Reichsaristokratie, und war mit den Karolingern versippt. Seine Tochter Judith wurde die Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen.

Unter den Enkeln teilt sich das Welfengeschlecht um 876 in die (1032 ausgestorbene) Linie der Könige von Hochburgund und in die Linie der schwäbischen Welfen mit reichem Besitz in Süddeutschland. Im Jahr 1055 erlosch auch diese Linie im Mannesstamm mit Welf III., Herzog von Kärnten. Besitz und Rechtsansprüche gingen nun über auf den Schwestersonn Welf IV. († 1101), der väterlicherseits dem italienischen Haus Este entstammte. Er wurde zum Begründer des heute noch bestehenden Welfenhauses und wurde im Jahre 1070 mit dem Herzogtum Bayern belehnt. Nachfolger wurde sein Sohn Heinrich der Schwarze (1074-1126), der durch seine Heirat mit Wulfhild, einer Tochter des letzten Sachsenherzogs aus dem Geschlecht Billung, Besitzrechte in Norddeutschland erwarb.

Sein Sohn Heinrich der Stolze (1100-1139) erweiterte seine norddeutschen Ansprüche durch seine Ehe mit der einzigen Tochter Kaiser Lothars von Supplinburg, dessen Nachfolge im Herzogtum Sachsen er nach dessen Tode übernahm. Da zum Erbe Lothars auch der einstige Besitz der Grafen von Northeim und der Brunonen in Braunschweig gehörte, umfaßte der norddeutsche Allodialbesitz Heinrichs des Stolzen jetzt einen Komplex, der von Lüneburg bis zum südlichen Niedersachsen reichte.

Der einzige Sohn Heinrich der Löwe (1129-1195) behauptete, obwohl er in Opposition zu seinem Vetter Kaiser Friedrich Barbarossa stand, zunächst seine Lehnrechte über die Herzogtümer Bayern und Sachsen. Bayern, wo er den Marktort München gründete, blühte unter ihm auf, aber sein Hauptinteresse galt Norddeutschland. Er erstrebte besonders die Stärkung der Herzogsgewalt und die Mehrung des welfischen Besitzes in Sachsen, wo er Braunschweig zur Residenz ausbaute, und die Ausweitung seiner Herrschaft über die Slawen zwischen Unterelbe und Ostsee, wo er planmäßig Deutsche ansiedelte. Durch die Neugründung Lübecks brach er dem deutschen Ostseehandel Bahn, daneben förderte er die Entwicklung der Städte Lüneburg, Braunschweig und Stade. Durch seine von ungeheurem Ehrgeiz und Machtstreben geprägte Territorialpolitik stieß er jedoch auf den Widerstand des um seine Rechte besorgten Adels. So entstand 1166/67 eine Verschwörung gegen den Herzog, an der sich Graf Christian von Oldenburg als Anführer beteiligte. Heinrich der Löwe konnte aber die Aufrührer unterwerfen, allerdings war Graf Christian während der Belagerung Oldenburgs gestorben.

Des Löwen Machtbewußtsein, dem auch seine zweite Heirat mit der englischen Königs-tochter Mathilde entsprach, fand deutlichen Ausdruck in dem vor seiner Burg in Braunschweig errichteten Bronzelöwen als Symbol der Machtfülle und Gerichtsbarkeit. Dieses Selbstbewußtsein spiegelt sich ebenso in der Anlage des Braunschweiger Schloßplatzes mit der Burg Dankwarderode und dem Dom St. Blasien wieder, den er für seine Grablege bestimmte; die Ausgestaltung wurde großartiger als das Vorbild im kaiserlichen Goslar. Das für sich und seine Gemahlin im Kloster Helmarshausen 1173 geschaffene kostbare Evangeliar zeigt eine Miniatur, die das Herzogspaar mit seinen königlichen Vorfahren königsnah und schon mit dem Hinweis auf das Gottesgnadentum darstellt.

Allmählich weitete sich die Entfremdung gegenüber den Reichsfürsten und Barbarossa aus, zumal der Löwe eine Heerfolge von der Gegenleistung der Überlassung der reichen Reichsstadt Goslar abhängig machen wollte, worauf der Kaiser indessen nicht eingehen konnte. So kam es 1180 zum Bruch und zur Reichsacht. Der Kaiser entzog Heinrich die Herzogtümer und zwang ihn zur Unterwerfung. Bayern bekamen die Wittelsbacher, das westliche Sachsen fiel als Herzogtum Westfalen an den Kölner Erzbischof, und das östliche Sachsen erhielt der Askanier Bernhard von Anhalt. Heinrich der Löwe ging in die Verbannung nach England und blieb auch nach seiner Rückkehr unter Kaiser Heinrich VI. auf den welfischen Eigenbesitz um Braunschweig-Lüneburg beschränkt.

Als nach dem Tode des Löwen und des Kaisers Heinrich VI. der Streit zwischen den Staufern und Welfen wiederum entbrannte, scheint eine neue Aufstiegsmöglichkeit für die Welfen gegeben. 1198 wurde nämlich Heinrichs des Löwen Sohn als Otto IV. von einer Gruppe antistaufischer Fürsten zum deutschen König gewählt und 1209 zum Kaiser gekrönt. Er fand anfänglich Unterstützung durch Papst Innocenz III., richtete aber später seine Reichspolitik gegen diesen. Jedoch war Ottos Macht dem Papst nicht gewachsen, er unterlag und starb machtlos und zurückgezogen 1218 in Harzburg; inzwischen hatte der Staufer Friedrich II. die Reichsgewalt an sich gebracht.

In der nächsten Generation bemühen sich die Welfen, ihren Allodialbesitz in Norddeutschland abzusichern. Das gelingt 1235 durch die Aussöhnung mit Friedrich II. und die Erhebung des welfischen Besitzes zum Herzogtum Braunschweig-Lüneburg als Reichslehen unter Otto dem Kind (1204-1252).

Von nun an vollzieht sich die Entwicklung des Welfenhauses als die Geschichte einer

territorialen Dynastie im nördlichen Deutschland, die kaum noch Beziehungen zur Reichspolitik aufweist. Fortan sind nur noch kleinere territoriale Unternehmungen zur Abrundung ihres Herrschaftsgebietes möglich. Andererseits ist die weitere Welfengeschichte durch vielfältige Teilungen des Geschlechts in verschiedene Linien gekennzeichnet. Es entstehen die Fürstentümer Lüneburg, Calenberg, Grubenhagen, Wolfenbüttel. Zahlreich sind auch ihre Residenzen, z. B. Celle, Wolfenbüttel, Hannover, Hannoversch-Münden, Herzberg, Dannenburg, Hitzacker, deren reizvoller städtebaulicher Charakter sich z. T. bis heute erhalten hat. Eine Expansionstendenz des Hauses äußert sich durch Besetzung benachbarter Bistumssitze, besonders in Halberstadt, Minden, Bremen und Osnabrück. 1582 und 1585 wird das Territorium der Welfen um die Grafschaften Hoya und Diepholz nach Aussterben jener Häuser erweitert.

Ein ausgeprägtes Selbstgefühl des Welfenhauses führt 1692 zur Erlangung der neunten Kurwürde für Hannover, das seit 1705 mit Celle vereint ist und fortan die Bezeichnung „Haus Hannover“ führt. Hier bildet sich in der Residenz ein glänzendes Hofleben aus. Hinzu kommt, daß Hannover über die Erbansprüche der Kurfürstin Sophie 1714 mit Georg I. den englischen Königsthron besteigt. Seitdem ist Hannover bis 1837 in Personalunion mit England verbunden, was vielfältige Auswirkungen politischer, wirtschaftlicher und kultureller Art nach sich zieht.

1814 wird Hannover zum Königreich erhoben, und diesem mit Preußen in gespanntem Verhältnis stehenden Land werden noch zwei Könige beschert, bis es 1866 nach der Kapitulation bei Langensalza zur Entmachtung des hannoverschen Königshauses und zur Eingliederung Hannovers in den preußischen Staatsverband kommt.

Den von einem Großteil der Bevölkerung verehrten Welfen war nach 1866 noch Braunschweig geblieben. Dieses Herzogshaus starb jedoch 1884 aus, und es vergehen jetzt fast zwei Jahrzehnte, bis die Erbfolgeregelungen und Versöhnungspolitik mit dem nach Österreich emigrierten Welfenhaus Hannover ihren Abschluß finden und Ernst August von Hannover (1887-1953) als Herzog von Braunschweig und Lüneburg noch einmal die Regentschaft in Braunschweig 1913 übernimmt, bis auch er 1918 endgültig auf die Krone Verzicht leistet.

Professor Schmidt verstand es in souveräner Weise, diesen etwa tausend Jahre umfassenden Geschichtsablauf eines mit der deutschen Reichspolitik einst aufs engste verbundenen Herrschergeschlechts als ein spannendes Kapitel in der Entwicklung unseres Vaterlandes in einzelnen Schlaglichtern darzustellen.

Pb: NWH 10. 1. 1981.

Ursprung und Wirken der berühmten Familie v. Münnich im Oldenburger Wüstenland

249. Vortrag am 10. 1. 1981 von Oberstudienrat i. R. Dr. Heinrich Munderloh, Oldenburg

Der einheimische Adel, der bei uns im Mittelalter genau so zahlreich vorhanden war wie im übrigen Deutschland, ist von den Oldenburger Grafen planmäßig entmachtet worden und hat sich etwa im 16./17. Jahrhundert fast restlos in den Bauernstand zurückbegeben. An seine Stelle trat in der Dänenzeit (1667-1773) ein neuer Beamten- und Offiziersadel.



Zu diesen aufstrebenden neuadeligen Familien gehört auch die Vogtfamilie Mönlich, später von Münnich genannt, auf ihrem Stammsitz Brokdeich und sodann auch in Neuenhuntrorf.

Nach den Forschungen Dr. Munderlohs stammen die Mönlichs aus dem Wüstenland, wo ein Johann Monik bereits 1521 und 1534 auf der Oberhauser Bau Nr. 14 (Gemeinde Holle) bezeugt ist. Sein Nachfolger und Sohn Johann Mönlich wird zuletzt 1576 erwähnt. Seine Witwe Anna heiratet in zweiter Ehe einen Albert Mönlich, der 1580-1613 Besitzer der Bauernstelle ist. Aus beiden Ehen stammt jeweils ein Sohn Johann, die als Stiefbrüder gleiche Vor- und Zunamen tragen. Der jüngere Johann Mönlich (* 1585, Alberts Sohn) ist Besitznachfolger auf dem väterlichen Hof in Oberhausen und wird 1625 als Deichjurat erwähnt.

Der ältere Bruder Johann Mönlich (1567-1645, Johanns Sohn) beginnt den sozialen Aufstieg seiner Familie. Nach einigen Jahren in spanischen Kriegsdiensten kehrt er in die Heimat zurück und übernimmt den Huntekrug in Iprump, den er zusammen mit seinem Bruder Hermann mit erstaunlicher Tüchtigkeit zu einer Goldgrube entwickelt. Von den Erträgen kauft er 1594 einen Streifen Land am Brokdeich und erbaut dort mit Bewilligung des Grafen Johann von Oldenburg ein Wohnhaus. Mit dieser Erwerbung, die er ohne Steuern und Dienstleistungen übernimmt, schuf Johann Mönlich den Grundstock zum Gut Brokdeich, das er und später sein Sohn Rudolf durch weitere Landkäufe zu ähnlichen Bedingungen in den folgenden Jahren ständig erweitern. So entstand ein ansehnlicher, abgerundeter Besitz von etwa 50 Hektar Größe, der sämtliche Höfe im Kirchspiel Holle an Umfang übertraf und obendrein noch abgabefrei war. Weitere Ländereien übernahm Johann Mönlich durch Kauf bzw. Pacht in Neuenhuntrorf.

Gleichzeitig stieg Johann Mönlich in seiner Beamtenlaufbahn auf. 1597 zum Untervogt bei seinem Schwiegervater Vogt Dietrich Schmidt ernannt, wurde er nach dessen Tode 1622 sein Nachfolger als Wüstenländer Vogt. Seine Grabplatte stellt ihn, zusammen mit seiner Frau, in fast lebensgroßen Figuren in zeitgenössischer Tracht mit Halskrause, Wams und Kniehose bzw. Faltenrock dar.

Sein Sohn Rudolf Mönlich (1608-1666) übernahm nach anfänglichen Kriegsdiensten nach des Vaters Tode 1645 das Vogtamt im Wüstenland. Bei seiner Amtsführung war er vor allem um die Verbesserung der Deiche bemüht. Als Privatmann setzte er das Werk seines Vaters fort, indem er den Landbesitz zu Brokdeich vermehrte und außerdem die Güter Heete bei Abbehausen, Nutzhorn bei Delmenhorst und 1657 das Vorwerk Neuenhuntrorf als adelig freies Gut erwarb. Er war verheiratet mit Elsabe Eva v. Nutzhorn aus altoldenburgischem Adel.

Der älteste Sohn Johann Dietrich Mönlich (1638-1718), 1697 geadelt „von Münnich“, war 1666-1700 Vogt im Wüstenland und dann oldenburgischer Deichgräfe als Nachfolger seines Bruders Anton Günther. Beide Brüder setzten sich mit der Huntebegradigung und Abdeichung der Gellenerhörne und der Swienehörn ein wasserbautechnisches Denkmal. Johann Dietrich übernahm das Stammgut Brokdeich, das später auf dessen Sohn Georg Dietrich v. Münnich (1685-1760), zuletzt kursächsisch-polnischer General, übertragen wurde. Die Linie Brokdeich erlosch mit seinem Tode 1760. Der Stammhof fiel dann an die Familie seiner Schwester und wurde 1778 stückweise verkauft. Das alte Gutshaus brannte 1896 ab.

Rudolf Mönlichs jüngster Sohn Anton Günther (1650-1721) ergriff zunächst die militäri-

sche Laufbahn in verschiedenen Heeren, wurde Offizier, dann 1675 Vogt in Eckwarden und seit 1681 Deichgräfe für das Oldenburger Land. Hier konnte er seine ausgesprochene Begabung für den Deich- und Wasserbau in den Dienst seiner Heimat stellen. Die erste Hunteregulierung und -begradigung ist sein hervorragendes Werk. Seine Kenntnisse legte er 1692 im „Oldenburgischen Deichband“ nieder, der erst 1767 durch seinen Sohn in Druck gegeben wurde. Ab 1699 trat Anton Günther noch zehn Jahre als Drost und Kommandant in Esens in ostfriesische Dienste, bis er sich 1709 ins Privatleben auf das vom Vater geerbte Gut Neuenhutorf zurückzog.

Er war hochbegabt, ein überragender Fachmann im Deichwesen, aber ehrgeizig und geltungsbedürftig. So verfaßte er seine „Genealogia“, in der er fälschlich die Abstammung seiner Familie von einem bayrischen Uradelsgeschlecht ableitet. Damit und aufgrund seiner Verdienste gelang ihm 1688 unter dem Namen „von Münnich“ die Aufnahme in den dänischen Adelsstand, und 1702 erhielten er sowie sein Bruder Johann Dietrich sogar vom Deutschen Kaiser eine Adelsbestätigung als alter Reichsadel. Dieser Ahnenschwindel ist damals nicht aufgefliegen und sicher auch nicht nachgeprüft worden; hingegen rechtfertigten nach damaligen Wertmaßstäben Leistung, Tüchtigkeit, Ansehen und Vermögen die Erhebung in einen höheren Rang.

Den Gipfel sozialen Aufstiegs erklimmte Anton Günthers berühmter Sohn Burchard Christoph v. Münnich (1683-1767), der im Ausland zu Weltruhm gelangte und als russischer Generalfeldmarschall und Premierminister vom Zaren 1728 in den russischen Grafenstand und 1741 vom Kaiser in den Reichsgrafenstand aufgenommen wurde. Sein Andenken als „Vater des Russischen Reiches“, der seine oldenburgische Heimat nie vergaß, wird zu seinem 300. Geburtstag 1983 besonders gewürdigt.

Das gräfliche Geschlecht v. Münnich erlosch im Jahre 1902 mit dem Grafen Christoph, der noch in Rußland aufgewachsen und später Kammerherr beim Großherzog von Oldenburg war. Das Gut Neuenhutorf verkaufte er 1871; das alte Gutshaus steht noch heute als letzter Zeuge einstiger Pracht.

Pb:NWH 14. 2. 1981.

Literatur: Heinrich Munderloh: Das Wüstenland . . ., Oldenburg 1981 (darin Kapitel „Die Münnichs auf Brokdeich“). — Gustav Nutzhorn: Genealogie der Familie des russischen Generalfeldmarschalls Burchard Christoph von Münnich (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 16, 1974, Heft 1, S. 1-32). — Melchior Vischer: Münnich, Ingenieur, Feldherr, Hochverräter; Frankfurt a. M. 1938. — Vgl. auch Vortrag Nr. 264.

Die Frage nach der Herkunft, methodisch-praktische Beispiele zur Aufklärung toter Punkte bei der Familienforschung

250. Vortrag 14. 2. 1981 von Finanzpräsident i. R. Dr. Günther Thaden, Bremen

Jeder Genealoge oder Historiker kennt den Begriff des „toten Punktes“, wenn also die Forschung stockt, da die Geschichtsquellen fehlen oder unklare, irreführende oder bewußt falsche Angaben enthalten. Diese Schwierigkeiten dennoch zu überwinden, bedeutet für den Forscher oft eine reizvolle Aufgabe, die zu überraschenden Ergebnissen führen kann. Dr. Thaden, zugleich Vorsitzender der „Maus“, Familienkundlichen Gesellschaft in Bremen, gab drei Beispiele solcher Untersuchungen über gelebtes Leben.

Der erste Fall geht aus von dem in Butjadingen und im Jeverland alteingesessenen Geschlecht Honrichs, das in einem Zweig im 18. Jahrhundert nach Wien kam und in der Habsburger Monarchie zur Freiherrnwürde emporstieg. Ein Mitglied dieser Familie, Siabbe bzw. Jacob Honrichs († 1704), kurfürstlicher Stallmeister in Hannover, war seit 1690 mit einer Elisabeth Gerbrand verheiratet, deren Herkunft zunächst unbekannt war. Taufpatenerwähnungen wiesen nach Wien, und dortige Untersuchungen zeitigten einen Regierungsrat Zacharias von Gerbrandt, der 1702 in Wien eine adelige Dame heiratete und angeblich aus Hamburg stammte. Der bei dieser Trauung genannte Vater war, wie weitere Nachforschungen in Hamburg ergaben, in Wahrheit der Bruder des Bräutigams. Da dieser aber einen höheren Rang besaß, wurde er wegen der neuen adeligen Verwandtschaft in bewußter Fälschung vorgetäuscht. Erst die Nachprüfung in unserer Zeit konnte die wahren Zusammenhänge klären.

Das zweite Beispiel befaßt sich mit der Theologenfamilie Cadovius, deren Stammvater Matthias (1621-1679) unter Graf Anton Günther als Generalsuperintendent von Oldenburg und ab 1670 in gleicher Stellung in Aurich wirkte. Sein Sohn Johann Cadovius (1648-1725) war Pastor im ostfriesischen Stedesdorf. Er wurde anfangs Müller genannt, ließ sich aber aus Erbschaftsgründen nach des Vaters Tode legitimieren. Eingehende Untersuchungen konnten jetzt die Hintergründe aufdecken.

Matthias Cadovius war nach seinen Studienjahren ein Liebesverhältnis mit einer Anna Decker aus einer Hamburger Organisten- und Theologenfamilie eingegangen. Obwohl ein Kind „unterwegs“ war, konnte er sie zunächst nicht heiraten, da er noch keine feste Anstellung, sondern nur eine private Hauslehrerstelle hatte. Die Familie Decker gewährte in dieser Situation Hilfe, indem Annas Vetter Georg Müller in Hamburg den am 12. Januar 1648 geborenen Sohn Johann übernahm und ihn als sein eigenes Kind ausgab. Cadovius hat Anna Decker die Treue gehalten und konnte sie, als er 1652 als Pastor von Delmenhorst ernannt wurde, endlich als seine Ehefrau heimführen. Ihren ersten (vorhelichen) Sohn jedoch „verheleten sie gänzlich“, aber sie sorgten für seine Erziehung, Studium und spätere Anstellung. Völlige Genugtuung erlangte der Sohn indessen erst mit der Legitimation nach beider Eltern Tode.

Der dritte Fall rankt sich um die geheimnisvolle Herkunft des thüringischen Rates und Kammerarchivars Ludwig Lüders (1776-1822) in Altenburg, den das Rätsel seiner Geburt zeitlebens belastete. Während der ersten Lebensjahre von einer einfachen Bauersfrau aufgenommen, erhielt er anschließend eine gute Erziehung bei verschiedenen vornehmen Pflegeeltern in Gotha bzw. Altenburg und hatte Umgang mit Kindern aus dem höheren und höchsten Stande. Auch die fürstliche Familie nahm seltsamen Anteil an ihm und unterstützte seinen Lebensunterhalt bis zu seinem 20. Lebensjahr. Nun bekam er eine zivile Anstellung mit einer bescheidenen Besoldung, die indessen für seine bisherigen Ansprüche nicht ausreichte. Er war für eine Welt erzogen, die nicht die seine werden konnte, und so belasteten ihn lebenslange Schulden, Sorgen und Krankheit.

In seinen Lebenserinnerungen teilt Ludwig Lüders mit, daß er als „Kind der Liebe von sehr vornehmen Eltern“ stamme. Der ihm gegebene Name Lüders sowie seine Herkunft von einer hamburgischen Kaufmannsfamilie waren frei erfunden. Dagegen hat sich in der Familienüberlieferung die Nachricht erhalten, daß seine Mutter eine Louise von Ruxleben (1754-1801), eine Schwägerin des Ministers, war. Nach einem Liebesverhältnis mit einem hohen Adeligen sowie nach der Niederkunft und einer folgenden „Verban-

nung“, da der Standesunterschied eine Ehe ausschloß, wurde sie später in der Schweiz mit dem Schulmeister, Pfarrhelfer und Hofrat Johannes Büel (1761-1830) verheiratet. Diesem bemerkenswerten Manne, der ein „Freund großer Zeitgenossen“ war, hat Hans Noll 1930 eine große Biographie gewidmet.

Eingehende Forschungen sprechen dafür, daß als Lüders tatsächlicher Vater der damalige Landesherr Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg (1745-1804) anzusehen ist, der als einer der edelsten Regenten in Gotha und als den Wissenschaften zugewandter Fürst gilt. Er hatte nachweislich enge Beziehungen zu Louise von Ruxleben, die er nach eigenem Zeugnis „wie eine Schwester geliebt und geschätzt habe“, und trat später auch mit Büel in freundschaftliche Verbindung.

So zeigen diese Beispiele familiengeschichtlicher Forschungen trotz zeitlicher Entfernung doch immer etwas von menschlicher Nähe, seien es nun Glanz und Ruhm oder Scham und Schande, Würde oder Eitelkeit, Irrtum oder Fälschung. Trotz der ihm gegebenen Warnung „die Sache war, ist und bleibt unerforschliches Geheimnis“, hat der Vortragende dennoch die Rätsel anscheinend zu lösen vermocht.

Pb: NWH 14. 3. 1981.

Literatur: Günther Thaden: Ahnenliste Thaden (beim Verfasser). — Hans Noll: Hofrat Johannes Büel von Stein am Rhein, 1761-1830, Ein Freund großer Zeitgenossen; Frauenfeld u. Leipzig 1930.

Katasteramtliche Unterlagen als Hilfsquelle für familiengeschichtliche Forschungen

251. Vortrag am 21. 3. 1981 von Vermessungsoberrat i. R. Wilfried Niemann, Westerstede

Familienkundliche Untersuchungen sind, wie jede historische Forschung, insbesondere auf die Überlieferung und Auswertung schriftlichen Archivgutes wie auch privater Familienpapiere angewiesen. Die Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde hat daher in ihren Veranstaltungen zur Information ihrer Mitglieder mehrfach die Geschichtsquellen in staatlichen, städtischen, kirchlichen und privaten Archiven und Bibliotheken behandelt. In einem Lichtbildervortrag standen jetzt katasteramtliche Unterlagen und alte Kartenwerke im Mittelpunkt der Betrachtung.

Reichen die ältesten Karten unserer Landschaft bis in das 16. Jahrhundert zurück, so dauerte es doch bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert, bis erstmalig auf exakter messtechnischer Grundlage eine amtliche Landesvermessung ab 1781 durchgeführt wurde. Die damals entstandenen topographischen Kartenwerke, die sogenannten Vogteikarten, die außer der Lage der Gebäude auch die jeweilige Bodenbeschaffenheit, Ackerland, Weide, Wiesen, Heide, Moor und Wald, erkennen lassen, sind in Anbetracht ihrer Bedeutung für die heimatkundliche Forschung von der Historischen Kommission für Niedersachsen im Mehrfarbendruck herausgegeben und dadurch heute jedermann zugänglich.

Etwa fünfzig Jahre später setzte ab 1836 die oldenburgische Parzellarvermessung ein, die zu sehr genauen Ergebnissen führte, und die Grundlagen für die heutigen Kataster lie-

ferte. Jedes kleinste Landstück und sämtliche Gebäude wurden erfaßt und in die „Originalhandrisse“ eingezeichnet. Wichtig sind in diesem Zusammenhang die sogenannten Mutterrollen, in denen die zu jeder Hofstelle gehörigen Grundstücke und Gebäude samt ihrer Größe, Umfang, Belegenheit, Kulturart, Bonität und Schätzwert eingetragen sind. Auch nachträgliche Veränderungen, Teilungen, Verkauf, Abbruch von Gebäuden, Neubauten wurden registriert. Man ist dadurch seit der Parzellarvermessung in der Lage, für jeden Eigentümer den Grundbesitz für jeden Zeitpunkt zu rekonstruieren.

Daher bilden diese ursprünglich zur Ermittlung von Steuern angelegten katasteramtlichen Unterlagen eine unschätzbare Quelle zur Siedlungsgeschichte wie auch für Ortschroniken und bäuerliche Familiendarstellungen. Im Oldenburgischen hat die um etwa 1800 einsetzende Markenteilung der Meenheit an die „Berechtigten“ sowie die Einweisung neu urbar gemachter Ländereien, z. B. der Fehnkolonien, besondere Bedeutung. Die ersten Anfänge junger Siedlungstätigkeit in solchen neuen Erschließungsgebieten lassen sich für die letzten zwei Jahrhunderte genau verfolgen, wie am Beispiel Augustfehn gezeigt wurde.

In die Originalhandrisse aus der Zeit um 1840 wurden auch die alten Flurnamen aufgenommen. Diese für die Heimatgeschichte und Volkskunde wichtigen Bezeichnungen stehen in einer umfassenden Flurnamenkartei der Orts- und Flurnamenforschung zur Verfügung. Auch für die moderne Siedlungsarchäologie, die in Ergänzung zur Bauernhofforschung und Dorfgeschichte mit Hilfe der Spatenwissenschaft weitere Erkenntnisse „aus der Erde“ zutage zu fördern vermag, ist das alte Kartenbild und seine exakte Vermessung eine wesentliche Voraussetzung und Hilfe.

Die Ausführungen Niemanns sowie sein Hinweis auf die im Oldenburger Jahrbuch (Bände 60, 62 und 68) von Dr. Otto Harms niedergelegten Beiträge „Die amtliche Topographie in Oldenburg und ihre kartographischen Ergebnisse“ zeigen, daß bei der ehemals vorwiegend landwirtschaftlich orientierten Struktur der oldenburgischen Bevölkerung und Landschaft die alten Kartenwerke früherer Landesvermessungen und die sie begleitenden Archivalien durchaus geeignet sind, genealogische und historische Untersuchungen mit ergänzenden zeitgeschichtlichen Informationen zu befruchten.

Pb: NWH 9. 5. 1981.

Die Verwandtschaft des oldenburgischen Generalmajors Wilhelm Gustav Friedrich Wardenburg (1781-1838), ein Beispiel genealogischer Verflechtung der sogenannten hübschen Familien Oldenburgs

252. Vortrag am 25. 4. 1981 von Archivoberrat Dr. Harald Schieckel, Oldenburg

Der 200. Geburtstag des oldenburgischen Generalmajors Wardenburg ist in diesen Wochen Anlaß, sich in verschiedenen Vorträgen sowie einer Ausstellung mit dieser in mehrfacher Hinsicht bedeutsamen Persönlichkeit des oldenburgischen Militärwesens wie auch des hiesigen Geisteslebens zu befassen. Das erste Referat innerhalb dieser Veranstaltungsreihe hielt Dr. Harald Schieckel vor der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde.

Mit dem Begriff „hübsche Familien“ bezeichnet man den Kreis einer gehobenen sozialen Schicht, die im Staats- und Gesellschaftsleben die tragende Funktion innehatte.



Diese Bedeutung kam im Oldenburgischen neben anderen der Familie Wardenburg und ihrem familiären Umkreis zu. Kaum eine andere Familie der alten Grafschaft Oldenburg hat eine so lange Beamtentradition aufzuweisen wie sie.

Der erste sicher bezeugte Vorfahr war Johann (III.) Wardenburg, zwischen 1592 und 1623 Vogt in Hammelwarden. Er ist vermutlich ein Sohn des gräflichen Anwalts und Edewechter Vogts Johann (II.) Wardenburg († um 1568) und ein Enkel des Oldenburger Ratsherrn Johann (I.) Wardenburg (nachweisbar 1509-1534). Die beiden nächsten Generationen Johann IV. († um 1647) und Johann V. (1619-1671) finden wir als gräfliche Kammersekretäre, der jüngere war zuletzt Amtmann in Varel. Diese Beamtentradition setzten die weiteren Nachkommen der folgenden Generationen fort als Regierungs-, Kammer-, Hof- und Justizräte, als Vögte und Amtmänner, als Pastoren, einige ergreifen die militärische Laufbahn, daneben finden wir Ärzte, Förster, Kaufleute.

Zum Familienkreis gehören auch die Töchternachkommen. Durch Eheverbindungen begegnen uns hier zahlreiche Namen bekannter oldenburgischer Familien, die durchweg der gleichen Gesellschaftsschicht angehören, so die Amann, Bardewyck, Bulling, Closter, Flor, Frisius, Gether, Goens, Graepel, Gramberg, Greverus, von Halem, Heye, Kelp, von Kettler, Krahnstöver, Kuhlmann, Langreuter, von Lindelof, Lohse, Mosle, (von) Römer, Roth, Schauenburg, Tappenbeck, Toel, von Witzleben, Wöbcken u. a.

Da der überwiegende Teil der Deszendenz Beamten-, Pastoren- oder Offiziersstellen bekleidet hat, dürfte ein hoher Prozentsatz der staatstragenden Gesellschaftsschicht im oldenburgischen Staatswesen mehr oder weniger nahe miteinander verwandt gewesen sein. Die weitaus stärkste Gruppe mit 89 Wardenburgnachkommen und 41 einheiratenden Schwiegersöhnen stellen die höheren Beamten, die meist juristisch vorgebildet waren. In höchster Rangstufe als Minister dienten drei Wardenburgnachkommen dem Großherzog von Oldenburg: Bertold Römer (1797-1858), Georg Flor (1833-1908) und Otto Graepel (1857-1924); zum Familienkreis gehören ebenfalls der oldenburgische Minister Friedrich Tappenbeck (1820-1893) und der hessische Minister Friedrich v. Lindelof (1794-1882).

Einen beachtlichen Anteil repräsentieren auch die Theologen mit 37 abstammenden und 29 einheiratenden Pfarrern; sie haben in 65 von insgesamt 93 oldenburgischen Kirchengemeinden amtiert.

Die militärische Komponente ist vorwiegend erst seit dem 19. Jahrhundert vertreten. 50 Wardenburgnachkommen und 12 Schwiegersöhne besaßen Offiziersrang. Außer dem Generalmajor Wilhelm Gustav Friedrich Wardenburg (1781-1838), der als eigentlicher Gestalter des großherzoglich-oldenburgischen Militärwesens gilt, gab es eine Reihe weiterer Generale unter den Wardenburgnachkommen: General Wilhelm v. Amann (1839-1928), die Generalleutnants Karl Friedrich v. Bauer (1762-1812), Karl v. Wardenburg (* 1853), Friedrich v. Amann (* 1870) und Friedrich v. d. Lippe (1850-1916), Generalmajor Eduard v. Witzleben (1850-1920) und Konteradmiral Johann Christian Friedrich Wardenburg (1776-1839). Durch Verschwägerungen entstanden Beziehungen zu weiteren Offizieren der Generalität (Heye, Gramberg, v. d. Lippe, Mosle, v. Wedel).

Das enge verwandtschaftliche Gefüge der oldenburgischen Beamten-, Pastoren- und Offiziersfamilien zeigt sich ebenso bei einer Untersuchung der Herkunft der Ehepartner, die vielfach dem gleichen Milieu entstammten. Entsprechende Ergebnisse zeigt auch ein Blick auf die übrige Vorfahrenschaft des Generalmajors Wardenburg sowie auch auf den

Verwandtschaftskreis seiner Ehefrau Helene Elisabeth Wilhelmine Hegeler (1792-1872).

Das steigende Ansehen, das sich in der Entwicklung der meisten Zweige der Nachkommenschaft beobachten läßt, führte in einigen Fällen zu Standeserhöhungen, die aus dem Bürgertum in den Stand des Adels hinüberführten. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Schicht des vermögenden Besitzbürgertums bestrebt, sich mit den führenden Familien des Bildungsbürgertums zu verbinden.

Abgesehen von ihrer gesellschaftlichen Stellung haben einige Wardenburgnachkommen auch im geistigen Leben eine besondere Rolle gespielt, so in der Pflege literarischer Interessen, schriftstellerischer Neigungen, philanthrop-religiöser Ambitionen, naturforscherischer Sammlertätigkeit, wie auch als Wissenschaftler oder Techniker. So erweist sich, daß das geistige Erbe der Vorfahren und Verwandten aus dem administrativen, kulturellen und militärischen Bereich offenbar auf Beruf und Neigungen des Generalmajors Wardenburg weitgehend prägend gewirkt hat.

Pb: NWH 11. 7. 1981.

Literatur: Harald Schieckel: Die Familie Wardenburg (in: „Wilhelm Gustav Friedrich Wardenburg, 1781-1838, oldenburgischer Soldat, Altertumsforscher und Sammler“, Oldenburg 1981). — Darin auch weitere Beiträge zur Person Wardenburgs sowie Ausstellungskatalog.

Hausmarken und ihre frühere Bedeutung

253. Vortrag am 24. 10. 1981 von Friedrich Wilhelm Jaspers, Fikensholt

Hausmarken spielten als Persönlichkeitszeichen einst eine große Rolle. Es ist daher verständlich, daß dies Thema immer wieder Historiker, Heimatfreunde und Familienforscher verlockt, sich mit Ursprung und Verbreitung, Bedeutung und Verwendung der Hausmarken zu befassen. So ist im Laufe der letzten hundert Jahre eine schier unübersehbare Literatur mit Tausenden von oft regionalen Beiträgen zu diesem Thema erschienen, und in den meisten Heimatbüchern und Dorfchroniken ist den örtlichen Hausmarken ein Kapitel gewidmet. Bei der einstigen Bedeutung, die diese Zeichen für die ortsansässigen Familien besaßen, informierte sich die Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde gern über Entstehung und Entwicklung der Hausmarken durch den Landwirt und Heimatforscher Friedrich Wilhelm Jaspers, der aus der bäuerlichen Praxis heraus zu bisher offenbar nicht beachteten Folgerungen über Gebrauch und Anwendung der Hausmarken kommt.

Seine Untersuchungen beziehen sich nur auf das Oldenburger Ammerland, und die gewonnenen Erkenntnisse betreffen zunächst lediglich dieses Gebiet. Die Hausmarke oder Hofmarke, früher Markzeichen genannt, hing nach Jaspers Ansicht eng mit dem einstigen Vieh- und Weidewirtschaftssystem unserer Bauern zusammen. Jeder Bauernhof im Dorf besaß außer seinen Anteilen an den Ackerfluren und Wiesenländereien auch Gerechtsame an der sogenannten gemeinen, d. h. gemeinsamen Mark. Dies war die von den Hausleuten (Altbauern) gemeinschaftlich genutzte Viehweidefläche, auch als „Meenheit“ bezeichnet. Da nun stets mehrere Bauern an einer Meenheit berechtigt wa-



ren und also ihr Vieh dorthin auftrieben, mußte dieses zur Unterscheidung von Hof zu Hof verschieden gekennzeichnet werden.

Daraus ergibt sich, daß sämtliche Teilhaber an einer gemeinen „Mark“ unterschiedliche „Zeichen“ verwenden mußten. So entstand der Begriff „Markzeichen“, der hierzulande erst viel später in die Bezeichnung „Hausmarke“ überging. Die wichtige Erkenntnis lautet also: seitdem innerhalb eines Dorfgefüges gemeinsame Weidewirtschaft auf gemeinsamer Weide (Meenheit) betrieben wurde, war die Benutzung von Hausmarken als Brandzeichen fürs Vieh zweckmäßig und notwendig. So war es folgerichtig, daß jeder Bauernhof innerhalb einer Markgenossenschaft eine ihm eigentümliche, von denen der Nachbarn abweichende Hofmarke führte. Diese Markzeichen vererbten sich jeweils in den Familien, solange die gleiche Hofstelle bewohnt und bewirtschaftet wurde. Heiratete einmal ein Schwiegersohn in einen Bauernhof ein, weil kein männlicher Erbe, sondern nur eine „Erbtochter“ vorhanden war, so übernahm der neue Besitzer nach ammerlicher Tradition nicht nur den Namen der Hofstelle und damit zugleich den Namen der dort bisher wohnenden Familie, sondern ebenso führte er fortan die Hofmarke jenes Hofes weiter. Das war nicht nur logisch, sondern auch praktisch, denn an den Eigentumsverhältnissen innerhalb des Dorfes in bezug auf das Vieh und auch auf die Gerätschaften (die z. T. ebenfalls mit den Hausmarken gekennzeichnet waren) hatte sich ja nichts geändert.

Diesen rein praktischen Gegebenheiten zufolge haben sich die angestammten Familiennamen auf den alten Ammerländer Bauernhöfen in den meisten Fällen viele Jahrhunderte lang erhalten. Die genealogische Forschung hat indessen längst erkannt und bewiesen, daß diese Traditionerscheinung durchaus nicht immer nur Ausdruck männlicher Generationenfolgen war, sondern daß diese Vater-Sohn-Enkel-Ketten in häufigen Fällen durch Töchternachkommen ihre Fortsetzung fanden. So manche alten Familiennamen wären längst ausgestorben, wenn sich der dominierende Hofname nicht immer wieder bei den nachfolgenden Bewohnern durchgesetzt hätte, eben weil es für die gemeinsame Lebensführung innerhalb der Dorfgemeinschaft die praktische Lösung war.

Führten innerhalb einer Dorfschaft sämtliche Bauern unterschiedliche Hausmarken, so konnten in anderen Dörfern durchaus wieder gleiche Markzeichen auftreten, weil jene ja andere Meenheiten besaßen und damit eine Verwechslung nicht in Betracht kommen konnte. So hat Jaspers die Hausmarke seiner Familie (Jaspers in Fikensholt) in gleicher Form in 13 anderen Dörfern bei anderen Familien wiedergefunden.

Es ist verständlich, daß man früh dazu überging, die Hausmarke als Eigentums- und Persönlichkeitszeichen auch auf andere Bereiche anzuwenden, so z. B. auf Gerätschaften. Häufig findet man die Hausmarken auf den Grabstellen des 17. Jahrhunderts, manchmal heraldisch ausgeschmückt. Auch auf dem alten Kirchengestühl unserer ammerländischen Dorfkirchen haben sich Hausmarken erhalten, sie gehören dort ebenfalls meist dem 17. Jahrhundert an.

Nicht indessen war es üblich (wie es manchmal behauptet wird), Möbelstücke mit Hausmarken zu versehen, sie wurden vielmehr häufig mit Namen, Wohnort und Jahreszahl gekennzeichnet. Das haben Untersuchungen von Jaspers an Hunderten von ammerländischen Bauernmöbeln bestätigt. Ebenso an Hausbalken aus früherer Zeit sind keine eingezeichneten Hausmarken bekannt.

Dagegen hat die Anwendung der Hausmarken auf Schriftstücken weite Verbreitung ge-

funden. Hier diente sie anstelle der Unterschrift zur Unterzeichnung von mancherlei Rechtsvorgängen. So haben sich insbesondere auf Eheverträgen und Testamenten des 16. bis 18. Jahrhunderts zahlreiche Hausmarken erhalten, meist mit der Formulierung „min egen Hand und Mark“. Als dann die Landbevölkerung selbst lesen und schreiben lernte, etwa seit dem 17. Jahrhundert, setzte man in einer Übergangsphase auf Schriftstücken zu seinem Namenszug wohl auch noch sein Markzeichen hinzu, bald aber ließ man dieses ganz weg. So wurde im frühen 18. Jahrhundert durch die Schreibkundigkeit der Leute der Gebrauch der Hausmarken verdrängt, sie waren aus der Mode gekommen. Diese Entwicklung wirkte sich auch auf die Brandzeichen des Viehs aus; häufig ging man dazu über, statt der alten Markzeichen nun die Initialen der Eigentümer zu benutzen. Als dann in den Jahrzehnten um 1800 die Markenteilung durchgeführt und damit das ehemalige Weidegenossenschaftssystem aufgelöst wurde, war eine Kennzeichnung des Viehs weitgehend unnötig geworden.

Damit verschwand auch auf diesem Sektor uraltes Brauchtum, und spätere Generationen vergaßen, was es einst mit den Hausmarken auf sich hatte. Friedrich Wilhelm Jaspers hat diesen Fragen aus bäuerlich-historischer Sicht eine neue Deutung gegeben. Seine Ergebnisse beziehen sich zunächst nur auf das Ammerland. Aber sicher werden diese neuen Erkenntnisse dazu beitragen, die Forschung und Diskussion auch in weiterem Umfange anzuregen.

Pb: NWH 9. 1. 1982.

Literatur: Friedrich Wilhelm Jaspers: Hausmarken und ihre ursprüngliche Bedeutung (in: NWH 14. 2. 1981 u. 14. 3. 1981). — Herbert Spruth: Die Hausmarke, Wesen und Bibliographie (= Aktuelle Themen zur Genealogie, Heft 4/5, Neustadt/Aisch 1960). — Heinrich Borgmann, Heinrich Sandstede u. Adolf Rauchheld: 537 ammerländische Hausmarken (= Oldenburger Balkenschild, Nr. 21-24, Oldenburg 1964).

Die zweitausendjährige Siedlungsgeschichte eines Bauernhofes in Lintel

254. Vortrag am 14. 11. 1981 von Konrektor i. R. Walter Janßen-Holldiek, Oldenburg

Unser Boden ist das größte Urkundenbuch, das alles ihm einmal anvertraute Gut mit großer Treue aufbewahrt. Wer dieses Buch aufzuschlagen und die in ihm ruhenden Gegenstände zu bergen und zu deuten versteht, kann das Wissen um unsere Vorfahren und ihre Lebensumstände wesentlich bereichern, wie Walter Janßen-Holldiek in einem Lichtbildervortrag über seine archäologischen Ergebnisse darlegte.

In einer vierjährigen großen Feldgrabung hat der Vortragende den ehemaligen Standort des 1794 an eine andere Stelle verlegten Altbauernhofes Haverkamp in Lintel (Gemeinde Hude) untersucht. An diesem Beispiel wurde deutlich, wie sich archivalische Geschichtsforschung in glücklicher Weise mit archäologischen Grabungsergebnissen zu ergänzen vermag, so daß eine Familienforschung durch archäologische Methoden eine Fortsetzung und Erweiterung mit anderen Mitteln und anders gearteten Ergebnissen findet. Während die schriftlich überlieferten Dokumente erst mit dem Jahre 1489 beginnen,

beweisen die Ausgrabungsuntersuchungen von Janßen-Holldiek in Lintel eine durch zwei Jahrtausende führende Siedlungskontinuität.

Der von vielen in die Moormarschen abwässernden Bäken durchzogene Randbezirk der Delmenhorster Geest ist ein geschichtsträchtiges Gebiet, das bereits von Steinzeitmenschen bewohnt war. Auch ein in der Nähe vorhandener Bohlenweg spricht für eine alte Besiedlung. Für den Haverkamphof konnte durch umfangreiche Grabungen eine kontinuierliche Existenz nachgewiesen werden, die bis in die römische Kaiserzeit, also in das erste bis vierte nachchristliche Jahrhundert, in die germanische Zeit zurückführt. Ein reichhaltiges Fundmaterial hauptsächlich keramischer Scherben, die in mühsamer Kleinarbeit zu Gefäßen zusammengesetzt werden müssen, gibt einen Blick in die Arbeitswelt der damaligen Bewohner, die also bereits als ansässige Bauern Milch- und Viehwirtschaft betrieben. Zu den besonderen Fundstücken dieser frühen Epoche gehören ein sogenannter Harpstedter Rauhtopf, der noch keine Griffe hat, eine trichterförmige Schale, die wohl als Vorläufer der Milchsetten anzusehen ist, sowie eine kleine Situla, die entsprechenden Bronzegefäßen römischen Ursprungs in Keramik nachgeformt ist.

Im Unterschied zu diesen kaiserzeitlichen Gefäßen besitzt die mittelalterliche Keramik eine schwarze Oberfläche, die in einem Reduktionsbrand durch Teerablagerung entsteht und eine erwünschte Dichte und Undurchlässigkeit des „geschmauchten“ Scherbens ergibt. Aus dieser Zeit stammen einige Kugeltöpfe und Stielgräben, feuerfeste Kochgefäße, die noch in der „Aufbautechnik“ und mit einem Formholz gerundet und geglättet, also ohne Drehscheibe geformt sind. Ebenso verschiedene Schalen und Krüge sowie ein hübscher Henkelkrug gehören dieser Epoche an. Da sich die Benutzung der Drehscheibe hier erst seit etwa 1350 nachweisen läßt, sind solche Töpfereiprodukte später zu datieren. Daß in Lintel an Ort und Stelle Keramikwaren selbst hergestellt wurden, konnte durch zahlreiche Fehlbrände, die sonst sehr selten sind, nachgewiesen werden.

Neben der aus heimischen Tönen gefertigten Irdenware findet sich auch Steinzeug, das bei höheren Temperaturen gebrannt wird, dagegen im Gebrauch nicht feuerfest ist und daher als Vorratsgerät und Tafelgeschirr diente. Für solche Ware ist der hiesige Ton nicht geeignet, und deshalb wurden Steingutgefäße bei uns importiert, so aus Duingen, Fredelsloh am Solling oder auch aus Vreden/Stadtlohn, vom Westerwald sowie aus Belgien. Solche Funde sind zugleich wertvolle Hinweise für mittelalterliche Wirtschafts- und Handelsbeziehungen. Diesem Material sind u. a. zahlreiche verzierte Humpen, ein Birnkrug mit Ritzdekor und ein sogenannter Bartmannskrug zuzuordnen.

Verschiedene aus Ton gefertigte Fundstücke stammen aus dem 1536 abgebrochenen Kloster Hude, so z. B. Bruchstücke von Leuchtern, von einem vermutlichen Weihbeken mit gotischem Dekor, wie auch von einer kleinen Löwenplastik. Bedeutend ist die Anzahl von 680 Scherbenstücken von grün oder braun glasierten Kacheln aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die allein bei dem Haverkamphof gefunden wurden und in ihrer Vielfalt manchen Museumsbestand weit übertreffen. Einige besonders schöne Reliefkacheln, so mit dem Porträt eines Renaissancefürsten oder mit der Figur Davids um 1550, deren Herkunft auf Lübeck hindeutet, oder barocke Bogenkacheln mit der Datierung 1660, zeugen davon, daß solch repräsentative Kachelöfen nicht nur beim Adel und in städtischen Kreisen, sondern auch bei wohlhabenden Bauern anzutreffen waren.

Importware ist auch das Buntgeschirr, Teller, Schüsseln, Krüge, Becher, ein- und zweihenkelige Töpfe, die innen mit einer Bleiglasur versehen sind. Hier handelt es sich viel-

fach um Keramik aus dem Oberwesergebiet, aber auch aus Wildeshausen und Dwoberg bei Delmenhorst. Zu den sonstigen Fundstücken zählen Wandfliesen aus dem Groninger Raum, sodann Tonpfeifenköpfe, die wohl holländischen Ursprungs sind, weiterhin an Holzgerät Rührlöffel, Hacken, Wäscheklopfer, aber auch Schmuck: Schnallen, Ringe, Sporen und eine Zierscheibe. Aus germanischer Zeit stammen einige Spinnwirtel, Wetz- und Schleifsteine sowie eine Querne mit Oberlieger und Unterlieger zum Mahlen von Getreide.

Als besonderes Ereignis kann die Entdeckung eines Baumstammbrunnens gelten, der in seiner Art selten vorkommt. Es handelt sich um einen ausgehöhlten Buchenstamm von 93 cm äußerem Durchmesser, 70 cm innerer Weite und 110 cm Länge. Eine starke Schicht von Weichsand ringsum diente als Wasserfilterung. Durch Scherbenfunde im Brunnen ist die Zeitstellung auf etwa 1300 anzusetzen. In der Nähe des Hofes konnte an der Bäke die alte Wasserschöpfstelle freigelegt werden, wobei sowohl Keramik der ersten nachchristlichen Jahrhunderte als auch mittelalterliches Material zutage gefördert wurde.

Jede ernsthafte Familienforschung wird immer bestrebt sein, über die Sammlung reiner Lebensdaten und Generationenfolgen hinauszukommen. Wie nützlich dabei ein Blick über den Zaun in den Bereich der Nachbarwissenschaften sein kann, zeigte Janßen-Holldiek am Beispiel seiner großartigen Ausgrabungserfolge. Durch eine begleitende Ausstellung der Grabungsfundstücke und eigener Zeichnungen verschaffte er einen faszinierenden Einblick in die Alltagswelt unserer Vorfahren. Seine mit unendlicher Begeisterung, viel Geschick und Sachkunde durchgeführten Untersuchungen sind eine außerordentlich wertvolle Bereicherung für die Heimatgeschichte.

Pb: NWH 9. 1. 1982.

Literatur: Walter Janßen-Holldiek: Lintel, Siedlungsentwicklung eines Dorfes der Delmenhorster Geest aufgrund von archäologischen Bodenfunden, Grabungen und archivalischen Quellen (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 25, 1983, Heft 1-3, S. 549-780).

Die Herkunft und Laufbahn der oldenburgischen Minister von 1848 bis 1918

255. Vortrag am 9. 1. 1982 von Archivoberrat Dr. Harald Schieckel, Oldenburg

Die in der Epoche der konstitutionellen Monarchie amtierenden Minister bildeten mit wenigen Ausnahmen eine einheitliche Gruppe, die teilweise auch durch Verwandtschaft miteinander verbunden war. Diese Schicht der oldenburgischen Verwaltungsspitze untersuchte Dr. Harald Schieckel.

Das Großherzogtum Oldenburg hat erst ziemlich spät mit dem Staatsgrundgesetz von 1849 und dem revidierten Staatsgrundgesetz von 1852 eine Verfassung erhalten. Zwar trug nach der Begründung des Herzogtums Oldenburg 1773 der oberste Beamte den Titel eines dirigierenden Ministers. Auch wurde seit 1814 die oberste Behörde, das Kabinett, bald auch als Kabinetts- bzw. Staatsministerium bezeichnet. Von seinen Mitgliedern führte jeweils nur einer den Titel Staatsminister; doch hatte diese Behörde keine Entscheidungsbefugnisse.

Erst 1849 wurde das Staatsministerium zur Landeszentralbehörde umgestaltet und in die



Departements Justiz, Kirchen und Schulen, Äußeres, Finanzen, Militär, Inneres eingeteilt. Die Departementsvorstände, von denen zunächst nur einer den Ministertitel trug, waren meist für mehrere Ressorts zuständig. Dann wurde es üblich, daß fünf Departements von drei Vorständen geleitet wurden, die ab 1880 sämtlich zu Ministern ernannt wurden. Waren die Mitglieder des Ministerium bis 1848 mit einer Ausnahme adliger Herkunft, so ist ab 1848 insofern ein Wandel eingetreten, als zu Ministerialvorständen nun überwiegend bürgerliche Beamte ernannt wurden.

Die soziale Herkunft dieses 22 Minister umfassenden Personenkreises zeigt, daß fünf Minister (v. Berg, v. Egloffstein, v. Eisendecker, v. Rössing, v. Wedel) dem Adel angehörten und 14 aus der Oberschicht der höheren Beamten und sonstigen Akademiker kamen, dagegen zwei Minister aus kaufmännischen Kreisen (v. Buttell, Tappenbeck) stammten und ein Minister Lehrerssohn war. In der Großvätergeneration verschiebt sich das soziale Bild ein wenig zugunsten der Mittelschicht. Von den Großvätern waren 10 adliger Abkunft (davon 5 aus dem Uradel), 12 waren Juristen, 5 Theologen, 2 Ärzte und 2 Offiziere. Dieser Oberschicht stehen als Angehörige der Mittelschicht 9 Kaufleute, 1 Postmeister, 1 unstudierter Advokat und 2 Landwirte gegenüber. Der geringe Anteil der Bauern ist bemerkenswert in diesem auch heute noch stark landwirtschaftlich geprägten Land. Ist hier doch vor allem in den alteingesessenen Besitzern der Marschbauernhöfe und der großen Meierhöfe auf der Geest eine selbstbewußte und wohlhabende Schicht vertreten, die seit dem 19. Jahrhundert zunehmend politisches Gewicht gewonnen hat.

Wie in anderen sozialen Kreisen lassen sich auch bei den oldenburgischen Ministern verwandtschaftliche Beziehungen beobachten, so z. B. zwischen den drei Ministern Ruhstrat und den Ministern Zedelius, Mutzenbecher und v. Rössing. Diese und andere familiären Bindungen zeigen einen gewissen Grad von Nepotismus, der sich aber nach dem ausdrücklichen Urteil Dr. Schieckels nicht negativ auswirkte, weil die oldenburgische Beamenschaft, aus der die Minister hervorgingen, in der Regel korrekt und nach den gesetzlichen Bestimmungen arbeitete. Entscheidend für das Ansehen in der Gesellschaft war nicht nur die soziale Herkunft, sondern auch die Gattenwahl. Es überrascht daher nicht, daß die Ehefrauen fast sämtlicher Minister den gleichen Kreisen entstammten, wodurch sich weitere familiäre Verbindungen untereinander ergaben.

Auch die Untersuchung der landschaftlichen Herkunft führt zu einem recht einheitlichen Bild. Denn 17 der 22 Minister waren im Gebiet des Herzogtums Oldenburg geboren; aus Ostfriesland stammte der Graf v. Wedel, und nur 4 Minister (v. Berg, v. Eisendecker, v. Egloffstein, Willich) waren in entfernteren Gegenden geboren, von denen jedoch zwei schon in jungen Jahren nach Oldenburg kamen, wohin ihre Väter als höhere Beamte berufen worden waren. Führt man indessen ihre ursprüngliche Herkunft um einige Generationen zurück, so zeigt sich ein bemerkenswertes Ergebnis. Unter den jeweiligen Vorfahren der väterlichen Linien ist nur je eine Familie aus den oldenburgischen Stammländern (v. Buttell) und aus dem Jeverland (Jansen) vertreten. Eine Familie (Schloifer) stammt aus dem Niederstift Münster. Stark ist der hannoversche Anteil (Heumann, v. Rössing, Ruhstrat, Tappenbeck, Zedelius). In Mitteldeutschland waren die Familien Römer (in Sachsen) und Krell (in Anhalt) ursprünglich beheimatet. Aus Holstein kamen die v. Wedel, aus Hamburg die Familien Graepel und Mutzenbecher. Die Familie Flor stammte aus Westfalen, die v. Berg und v. Egloffstein aus Süddeutschland. Im Gegen-

satz zu den väterlichen Vorfahren der Minister haben die mütterlichen einen größeren Anteil an alteingesessenen oldenburgischen Familien aufzuweisen.

Für die Qualifikation der Minister zu ihren leitenden Funktionen ist Vorbildung, Laufbahn und Dienstalter von besonderer Bedeutung. Die zivilen Beamten hatten durchweg Jura studiert und die übliche Beamtenlaufbahn durchgemessen, wobei sie unter häufiger Versetzung innerhalb des gesamten Staatsgebietes die verschiedenen Behörden kennenlernten. Bei der Berufung zum Ministeramt hatten sie bereits einen höheren Rang im Justiz- oder Verwaltungsdienst erreicht. Eine Ausnahme bildeten lediglich jene vier Offiziere (v. Egloffstein, Mosle, Römer, v. Wedel), die zu Ministern berufen wurden und auch schon höhere Ränge bekleideten.

Durch die zurückgelegten Laufbahnen hatten Minister bereits eine längere Dienstzeit hinter sich, die meist zwischen 20 und 30 Dienstjahre, ja mitunter sogar bis 40 Jahre betrug, bis der Ministersessel eingenommen werden konnte. Auch die Konfession spielte beim Ministeramt offenbar eine Rolle, denn bis 1918 hat kein Minister der katholischen Kirche angehört, obwohl der katholische Anteil der oldenburgischen Bevölkerung um 1890 etwa 22 % betrug. Ausgeschlossen von höheren Staatsämtern waren auch, wie im gesamten Reichsgebiet, die Juden, solange sie sich nicht taufen ließen. Getaufte Juden hatten dagegen keinerlei Schwierigkeiten, wie das Beispiel des aus Jever stammenden Ministers Scheer erkennen läßt, der eigentlich Löwenstein hieß und später den Namen seiner Mutter annahm.

Vergleicht man die soziale Herkunft und die Vorbildung der von 1919 bis 1933 amtierenden Minister, dann ist ein deutlicher Einschnitt mit dem Jahre 1918 erkennbar. Hatte es in der vorhergehenden konstitutionellen Epoche eine reine, vom Großherzog ernannte Beamtenregierung gegeben, so kamen fortan auch Vertreter anderer Berufe, wie Handwerker, Gewerkschaftsfunktionäre und Bauern, in das höchste Regierungsamt, wobei parteipolitische Erwägungen entscheidend waren. Damit vollzog sich der politische Wandel nun auch in Staatsämtern und in der Verwaltung.

Pb: NWH 13. 2. 1982.

Literatur: Harald Schieckel: gleichlautender Beitrag in „Weltpolitik, Europagedanke, Regionalismus“, Festschrift für Heinz Gollwitzer zum 65. Geburtstag am 30. Januar 1982, Münster 1982, S. 247-267.

Museumsarbeit und Familienkunde, Erfahrungen und Anregungen

256. Vortrag am 13. 2. 1982 von Museumsoberkustos Dr. Karl Veit Riedel, Oldenburg

Zu den unterschiedlichen Museumsbeständen, die eine familiengeschichtliche Forschung ergänzen können, gehören neben schriftlichen Quellen auch Gegenstände aus den kulturgeschichtlichen, volkskundlichen und kunsthistorischen Bereichen, wie etwa Porträts, Möbel und Gebrauchsgut, das häufig die Beziehungen zu seinem einstigen Besitzer widerspiegelt.

Der Vortragende zeigte anhand einer Reihe von Beispielen die fruchtbare und wechselseitige Zusammenarbeit von Kunstgeschichte und Genealogie. So trägt die aus der Werkstatt Ludwig Münstermanns stammende Taufe von 1624 aus der Holler Kirche am



Becken die Namen und Wappen der sechs Stifter und zwar des Wüstenländer Vogts Johann Mönnich und seiner Ehefrau Lücke geb. Schmidt, seines Bruders Harm Mönnich, Verwalter in Blankenburg, des Holler Pastorenehepaars Rosa sowie des Vogts Enno Symering zu Hatten. Die familiengeschichtliche Forschung ergibt ein interessantes Bild der Zusammenhänge zwischen den Stifterfamilien, das sich um die Taufe als ein Zeugnis der theologischen Strenge und des spannungsreichen Lebensgefühls in der Zeit des 30jährigen Krieges rankt.

Ein anderes Beispiel ist das Epitaph für den Magister Tobias Jahn, 1679 bis 1708 Pastor in Berne, und seine Ehefrau Helena Catharina geb. Bruncken. Das um 1710 von einem unbekanntem Meister geschaffene Werk hat besondere Bedeutung wegen der beiden oldenburgischen Porträts des frühen 18. Jahrhunderts. Sein Rang erklärt sich aus der von familienkundlicher Seite erforschten Persönlichkeit des Magisters Jahn, der auch als Autor eines christlichen Erbauungsbuches hervortrat. Es wäre zu wünschen, daß sein Epitaph aus dem Museumsmagazin bald wieder in die Schauräume zurückkehrt.

Als kulturgeschichtlich wertvolles Denkmal wird im Oldenburger Landesmuseum der Bockhorner Laden gezeigt. Dieser Laden wurde von dem Kaufmann Melchior Hemken 1754 in das von ihm ein Jahr zuvor errichtete stattliche Kaufmannshaus in Bockhorn eingebaut. Die Familie Hemken, die sich bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt, kam im Laufe weniger Generationen zu beachtlichem Wohlstand. Der Laden mit seiner etwas schwerfälligen, aber qualitätvollen Rokokoschnitzerei bezeugt den Rang und den Kunstsinn der Familie, deren Geschichte durch genealogische Forschung aufgeheilt wurde. Der Enkel des Ladenerbauers, wiederum ein Melchior Hemken (1766-1806), war nicht nur Kaufmann, sondern auch ein achtenswerter Dichter in der Nachfolge Klopstocks und der Dichter der Empfindsamkeit. Einer seiner Enkel, Ernst Hemken (1834-1911), war ein recht anerkannter Historien- und Bildnismaler in Jever, London und Dresden. Übrigens ist der Ladenerbauer durch seine Tochter Maria Catharina (1751-1812) auch der Urururgroßvater des Malers Johannes (John) von Wicht (1888-1970), der in Oldenburg seine Künstlerlaufbahn begann, 1923 in die USA auswanderte und sich dort durch Wandmalereien und Raumgestaltungen vorwiegend in abstrakter Ausrichtung durchsetzte.

Ausgehend von einem neu erworbenen Landschaftsgemälde des bekannten oldenburgischen Künstlers Georg Bernhard Müller vom Siel (1865-1939), wandte sich der Vortragende dieser Persönlichkeit zu, die sich nach ihrem Geburtsort Großensiel an der Unterweser nannte. Er stammte aus einer von der Friesischen Wehde kommenden, bis 1717 zurückzuverfolgenden Familie Müller, die durch illegalen Handel während der Kontinental Sperre die Grundlage zu ihren vielfältigen Betrieben und Handelsgeschäften legte. Des Malers Vater Johann Hinrich Müller (1816-1871) war ein Vetter des als Gründer der Stadt Nordenham bekannt gewordenen Hermann Wilhelm Müller (1821-1899). Die durch die Aufklärung der Müllerschen Familiengeschichte bei den einzelnen Familienmitgliedern immer wieder festgestellte eigenartige Mischung von Bindung an die heimatische Landschaft und Auswanderungstrieb, von landwirtschaftlicher Betätigung und Hang zur Schifffahrt, von gewerblichem Erfindergeist und kaufmännischem Unternehmertum, von Regsamkeit, Unruhe und künstlerischen Neigungen, dies alles gibt vielleicht eine Erklärung für den bizarren Lebensweg des Künstlers: Oberrealschule in Oldenburg, Auswanderung nach Amerika, plötzliche Hinwendung zur Kunst in New



York, Reisen und Akademiebesuche in Deutschland und Frankreich, Rückkehr nach Oldenburg, Entdeckung Dötlingens als Künstlerort, Bau eines Künstlersitzes mit Malerschule und Pension.

Abschließend ging Dr. Riedel auf das seit 1965 im Landesmuseum befindliche Marionettentheater von Frau Johanne Apke-Genzel (1888-1976) ein. Aufarbeitung und familienkundliche Nachforschungen gaben Einblick in ein dichtes Netz verwandter Berufe des Familienumkreises: Schausteller, Gastwirte und Dekorationsmaler, aber auch in enge familiäre Verflechtungen und Rivalitäten. Nicht nur die als Familienerbe weitergegebene Bühneneinrichtung hatte in Puppenspielerkreisen große Bedeutung, sondern ebenso wichtig war die oft mündliche Überlieferung der Texte und der Spielpraxis.

An allen gezeigten Beispielen konnten Folgerungen über Berührung und Wechselbeziehung zwischen der kunst- und kulturgeschichtlich ausgerichteten Museumsarbeit und der Familienforschung gezogen und als positive Erfahrungen und Anregungen in 24 „Lehrsätze“ zusammengefaßt werden. Insgesamt ein Vortrag aus der Praxis, der das lebendige, vielschichtige Leben von gestern wie heute mit wissenschaftlichen Ergebnissen zu verbinden wußte.

Pb: NWH 13. 3. 1982.

Literatur: Karl Veit Riedel: Puppentheater in Oldenburg, Oldenburg 1982. — Ders.: Georg Bernhard Müller vom Siel (1865-1939), Familie und Herkunft, Jugend und Wanderjahre, Maler in Dötlingen, Nachleben und Werk; Oldenburg 1976. — Eduard Krüger: Wilhelm Müller (1821-1899), der Gründer der Stadt Nordenham (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 8, 1966, Heft 3, S. 351-376. — Wolfgang Büsing: Tobias Jahn zu Berne (1647, † 1708), Aus dem Leben eines oldenburgischen Landpfarrers (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 21, 1979, Heft 1, S. 1-24). — Ders.: Das Geschlecht Hemken von Bockhorn (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 13, 1971, Heft 4, S. 347-390).*

Zuwandererströme im Zusammenhang mit der Industrialisierung in Delmenhorst

257. Vortrag am 13. 3. 1982 von Verwaltungsobererrat Kurt Müsegades, Heide

Das Aufkommen neuer Industriezweige seit dem vorigen Jahrhundert hat der Stadt Delmenhorst ein völlig verändertes Gepräge und mit den zuwandernden Arbeiterscharen aus anderen Landschaften besondere Probleme beschert. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war Delmenhorst ein Ackerbürgerstädtchen mit etwa 1.500 Einwohnern. Um 1850 machte Delmenhorst die erste Bekanntschaft mit einer Hausindustrie, der Korkschneiderei. Rund ein Jahrhundert früher hatte eine Familie Cordes im benachbarten Hasbergen damit begonnen, Korken für den bremischen Weinhandel zu schneiden. An dieser Heimarbeit war die ganze Familie beteiligt, und finanzieller Erfolg weitete diese Heimindustrie auf zahlreiche Familien aus. Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts gingen Korken aus Hasbergen in viele deutsche Landschaften und sogar nach Amerika.

Um 1850 zogen einige Hasberger Korkarbeiterfamilien nach Delmenhorst und eröffneten dort sogenannte Fabriken, das waren Ausgabestellen für Rohmaterial und Sammelstellen für fertige Korken. 1858 beschäftigten vier solche Betriebe schon 134 Heimarbei-



ter in Delmenhorst. Rund um die Stadt aber lebten inzwischen an die 1.000 Familien von diesem Gewerbe. 1865 gab es bereits weit über 500 Korkschneider in Delmenhorst. Dieser erste durch industrielle Tätigkeit bedingte Zuwandererstrom kam also aus der unmittelbaren Nachbarschaft, aus den umliegenden Dörfern. Ihren Höhepunkt erreichte die Delmenhorster Korkindustrie um 1880. Aus der Heimarbeit war inzwischen eine von Maschinen bestimmte Fabrikation mit etwa 1.000 Arbeitern geworden, die ganz Deutschland und weite Teile der übrigen Welt belieferte. Seit den 90er Jahren ging dies Geschäft durch ausländische Konkurrenz zurück.

Fast gleichzeitig mit den Korkschneidern kamen als zweite Gruppe von Heimarbeitern die Zigarrenmacher nach Delmenhorst. Dies geschah als Auswirkung der bremischen Zollpolitik, die später die gesamte Entwicklung Delmenhorsts bestimmen sollte. Oldenburg, und damit Delmenhorst, gehörte zum Gebiet des Deutschen Zollvereins. Bremen blieb außerhalb dieser Wirtschaftsgemeinschaft. Folglich mußte die ins Zollvereinsgebiet eingeführte Ware verzollt werden. Da aber der Zoll für Rohstoffe niedriger war als der für Fertigware, verlegten clevere bremische Kaufleute ihre Produktionsstätten für den innerdeutschen Markt in das Gebiet des Zollvereins. Die Folge war, daß unmittelbar jenseits der bremischen Grenzen, insbesondere in Delmenhorst, Hemelingen und Blumenthal, innerhalb weniger Jahrzehnte bedeutende Industrieansiedlungen entstanden.

Bis 1870 waren etwa ein Dutzend Zigarrenmacher in Delmenhorst ansässig, die etwa 800 bis 1.000 Personen im Hausgewerbe beschäftigten. Sie stammten zumeist aus entfernten Gebieten, aus Westfalen, Hessen, Süddeutschland und Leipzig. Sie brachten ihre eigene, typische „Zigarrenmacher-Mentalität“ mit, führten durch gute Verdienstmöglichkeiten oftmals ein flottes Leben und organisierten sich früh in politischen und geselligen Vereinen. Die Delmenhorster Arbeiterbewegung hat ihre Wurzeln in fast all ihren Zweigen in den Aktivitäten der Zigarrenmacher. Mit dem Anschluß Bremens an den Zollverein 1888 gab es in Delmenhorst ein rasches Ende der Zigarrenmacher-Zeit.

Bedingt durch die bremische Zollpolitik und begünstigt durch die 1867 eröffnete Bahnlinie Bremen-Oldenburg-Wilhelmshaven beginnt im Jahre 1871 die eigentliche Industrialisierung Delmenhorsts mit der Gründung einer Jutespinnerei und Sackfabrik, die bald etwa 300 Arbeiter beschäftigte. Zusammen mit der Korkschneiderei und Zigarrenherstellung wirkte der erste richtige Industriebetrieb der Stadt wie ein Magnet auf die vielen Arbeitssuchenden in den Landgebieten rund um Delmenhorst. Dazu zählten auch die ehemals hannoverschen, inzwischen preußischen Grafschaften Hoya und Diepholz. Gerade aus diesem Gebiet strömte nun der Menschenüberschuß nach Delmenhorst und erhöhte die Einwohnerzahl auf 3.000. In der Bevölkerung gab es jedoch häufig Reibereien zwischen den preußisch gewordenen Hannoveranern und den in ihrer Selbständigkeit bewahrten Oldenburgern.

Die Rohstoffe Kork und Jute brachten 1882 einen weiteren Industriezweig nach Delmenhorst, der die Stadt als „Linoleum-Stadt“ in der Welt bekannt werden ließ. Linoleum war ein völlig neues Produkt mit Zukunft. Aus England kamen die ersten Maschinen, und eine englische Führungsschicht ließ sich für die ersten Jahre in Delmenhorst nieder. Die Zahl der Linoleum-Arbeiter stieg bald auf 200 Personen, sie stammten durchweg aus der heimischen Bevölkerung.

1884 gründete der Bremer Kaufmann Lahusen die Norddeutsche Wollkammer und

Kammgarn-Spinnerei in Delmenhorst. Als Arbeitskräfte wurden zunächst etwa 100 Facharbeiter aus dem böhmischen Egerland angeworben. Die Zahl dieser „Böhmerleut“ stieg allmählich auf 300 an. Für sie entstand auf dem Fabrikgelände ein eignes Wohnviertel. Damit hatte sich den Delmenhorstern ein munteres, lebhaftes, musikalisches Völkchen zugesellt, das Trubel und Betriebsamkeit in die bisher so ruhige Stadt brachte. Sie unterschieden sich auch durch ihre katholische Konfession von den Einheimischen.

Bald darauf wurden als zweite Zuwanderergruppe etwa 600 Personen aus dem thüringischen Eichsfeld für die Textilindustrie angeworben. Sie waren Katholiken von großer Religiosität, galten als sparsam und arbeitswillig und haben sich schnell in Delmenhorst akklimatisiert. Da fiel eine andere Gruppe, die gleichzeitig nach Delmenhorst kam, schon mehr auf. Es waren junge Arbeiterinnen aus der preußisch-polnischen Provinz Posen, die ebenfalls in der Delmenhorster Textilindustrie eingesetzt wurden. Da sie durchweg auch deutsche Sprachkenntnisse besaßen, fiel ihnen wenig später eine wichtige Vermittlerrolle zu, als man weitere Arbeitskräfte in Galizien und Russisch-Polen anwarb, mit denen man erhebliche Sprach- und Eingliederungsschwierigkeiten hatte.

Ähnlich verhielt es sich mit der Gruppe der Oberschlesier, die Ende des Jahrhunderts nach Delmenhorst kamen. Auch sie waren deutsche Staatsangehörige, sprachen aber ihren heimatlichen deutsch-slawischen Mischdialekt, das sogenannte Wasserpolnisch. Daneben beherrschten sie auch die deutsche Sprache, und zwar in der harten, typischen Aussprache.

Die Delmenhorster Industrie aber wuchs. Über 70 Prozent der Erwerbstätigen arbeiteten hier 1890 in der Industrie; im Oldenburger Lande waren es erst 27 Prozent. Die „Wolle“ beschäftigte um 1900 rund 2.000 Kräfte, die „Jute“ etwa 900 und die Linoleum-Fabriken (es waren inzwischen drei) an die 1.200. Die Bevölkerung zählte damals schon 20.000 Einwohner. Der Zuwachs kam zum größten Teil aus Galizien, aus Russisch-Polen und den tschechischen Gebieten Böhmens. Bei der „Wolle“ und „Jute“ waren zwei Drittel der Beschäftigten Ausländer, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Die Linoleum-Werke hingegen hielten sich weiterhin an einheimische Arbeitskräfte. Bis zum 1. Weltkrieg stieg die Einwohnerzahl nochmals um 5.000 Personen, wiederum durchweg Ausländer, darunter starke Gruppen von Ukrainern, Kroaten und Ungarn.

Das waren wesentlich mehr, als die Stadt verkraften konnte. Delmenhorst wurde eine Stadt der Werkswohnungen. Die Bahnlinie trennte nicht nur zwei Stadtteile, sie trennte zu dieser Zeit auch Welten voneinander. Das nördliche Fabrikviertel wurde vom Stadtsüden möglichst gemieden. In diesem zweigeteilten Delmenhorst entwickelten sich Zustände, die es zur Wild-West-Stadt werden ließen. Das waren einmal die durch Überbelegung und Unsauberkeit völlig unzulänglichen Wohnverhältnisse. Mit den hygienischen Zuständen und wirtschaftlicher Not einher ging die enorm hohe Säuglingssterblichkeit. Die Beziehungen der jungen Zuwanderer zur einheimischen Jugend gestalteten sich schwierig, man kam mit der Sprache und den Sitten nicht zurecht. Die Folge waren Eifersuchtsszenen, Schlägereien und Messerstechereien. Dieser schwierigen Lage Herr zu werden, waren die Firmen, die Stadtverwaltung und die Kirchen einfach überfordert. Und dennoch, was im damaligen Delmenhorst an sozialen Einrichtungen alles geschah (Säuglingsheime, Kinderhorte, Spielschulen, Mädchenheime, Krankenhäuser, Mütterberatung), wurde in Berlin als vorbildlich herausgestellt.

Mit dem 1. Weltkrieg setzte dann eine Entwicklung ein, die die Einwohnerzahl, insbe-

sondere den Ausländeranteil deutlich verminderte. Viele junge Männer aus der Donaumonarchie wurden von ihrer Heimatbehörde in Österreich zum Heeresdienst einberufen. Zum anderen mußten die Delmenhorster Industriebetriebe wegen Rohstoffmangels ihre Produktion erheblich drosseln und Tausende von Arbeitern entlassen. Viele gingen in ihre Heimat zurück, so die Kroaten und Deutsch-Ungarn sowie ein Teil der Galizier. Eine weitere Rückwanderungswelle erfolgte nach dem Kriege, ausgelöst durch die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse, zum andern durch die Gründung des polnischen bzw. tschechischen Staates. Der Ruf zur Rückkehr zur „heiligen Heimaterde“ fand unter den Polen in Delmenhorst ein großes Echo. Rund 3.000 von ihnen verließen die Stadt.

Andere Ausländergruppen dagegen blieben in Delmenhorst, so die Egerländer, die Zuwanderer aus der preußischen Provinz Posen und die Galizier ukrainischer Volkszugehörigkeit. Sie haben sich der einheimischen Bevölkerung inzwischen längst angenähert und sich mit ihr weitgehend vermischt. Aber das bunte Bild der Zuwanderung verschiedenster deutscher und slawischer Gruppen hat deutliche Spuren im heutigen Delmenhorst hinterlassen.

Heute hat die Stadt wiederum mit ähnlichen Problemen zu kämpfen: unter 76.000 Einwohnern hat Delmenhorst über 5.000 Ausländer, darunter 3.700 Türken. Viele von ihnen sind arbeitslos, da die Industriebetriebe ihre Pforten geschlossen haben. So muß man wohl befürchten, daß das Zuwandererproblem unserer Tage schwerer zu lösen sein wird, als das der Jahrhundertwende.

Pb: 10. 4. 1982.

Literatur: Kurt Müsegades: gleichlautender Beitrag in: Oldenburgische Familienkunde, Jg. 24, 1982, Heft 3, S. 465-488.

Aus der Chronik der norddeutschen Pastorenfamilie Esmarch

258. Vortrag am 17. 4. 1982 von Lehrer Karl-Wilhelm Karbe, Bremen

Die evangelische Kirchengeschichte kennt eine große Zahl von Pastorengeschlechtern, deren Mitglieder viele Generationen hindurch ihrer Landeskirche als Geistliche dienten. Einer solchen Familie mit jahrhundertelanger Pastorentradition widmete sich dieser Vortrag.

Drei Pfarrer mit Namen Esmarch gehörten auch der oldenburgischen Landeskirche an. Michael Ludwig Esmarch (1707-1778) kam 1741 ins Pfarramt nach Rastede und wirkte dort 37 Jahre lang zum Segen seiner Gemeinde. Seine beiden Söhne übernahmen des Vaters Beruf: Thomas (1750-1784) wurde Pastor in Hasbergen, und Hinrich Christian Friedrich (1743-1789) war der letzte Pastor am ehemaligen Kloster Blankenburg, das während seiner Amtszeit (1786) von einem Armen- und Waisenhaus in eine Heil- und Pflegeanstalt für Geistesranke umgewandelt wurde.

Dieser oldenburgische Familienzweig der Esmarch stammte aus dem Herzogtum Schleswig, wo das Geschlecht beheimatet und verbreitet war. Als Stammvater gilt Peter Peter-



sen, der seit 1420 den Hastruphof unweit von Tondern bewohnte. In diesem Gebiet stieg sein ältester Enkel Niß Hinrichsen (1478-1554) als Hardsvot (herzoglicher Beamter über einen größeren Landschaftsbereich) zu einer landesgeschichtlichen Persönlichkeit auf. Seine Nachkommen waren Bürgermeister in Tondern und Lüneburg.

Damals wechselte in der friesischen Bevölkerung noch mit fast jeder Generation der Familienname. Das änderte sich beim hier behandelten Geschlecht erst, als ein anderer Familienzweig in dem Dorfe Esmark im Amte Gottorf für mehrere Generationen ansässig wurde und schließlich gegen Ende des 16. Jahrhunderts fünf Brüder den Ortsnamen als Familiennamen Esmarch annahmen und vererbten. Der älteste von ihnen, Jakobus Esmarch (1551-1635), wurde der erste Pfarrer des Geschlechts und begründete eine lange währende Familientradition, die bis in unser Jahrhundert reicht: über 20 Pastoren Esmarch haben in 400 Jahren der evangelischen Kirche gedient. Da ihre angeheirateten Familienmitglieder (Schwiegerväter, Schwiegersöhne) ebenso häufig dem geistlichen Stande angehörten oder entstammten, so wird es insbesondere im Herzogtum Schleswig kaum eine Kirche geben, an der nicht ein Esmarch oder ein sonstiger Verwandter amtiert hatte. Sie alle leisteten ihren Beitrag zur zeitgenössischen Geistesgeschichte und Kulturentwicklung. Ein Nikolaus Ludwig Esmarch (1654-1719), Pastor in Herzhorn, trat als Barockdichter hervor. In der Kirche von Apenrade fällt ein prachtvolles Epitaph auf, das dem Bürgermeister Nikolaus Esmarch (1569-1610) gewidmet ist.

Bald finden sich bei den Esmarch auch andere akademische Berufe, so vor allem Juristen, Verwaltungsbeamte und Mediziner, daneben auch Apotheker, Zollverwalter und Pädagogen. Erinnert sei an den Bürgermeister und Justizrat Ernst Esmarch (1794-1875) in Segeberg, dessen Tochter Constanze 1846 den Dichter Theodor Storm heiratete. Auch zu anderen bedeutenden Zeitgenossen bestanden verwandtschaftliche Bande: so waren der Dichter Matthias Claudius und der Komponist Johannes Brahms Esmarch-Nachkommen.

Zu besonderer Bedeutung als Wissenschaftler sowie in familiärer Hinsicht gelangte Friedrich Esmarch (1823-1908), zunächst Medizin-Professor in Kiel, dann Generalarzt und beratender Chirurg der Armee. Er baute das Lazarettwesen und die Kriegschirurgie aus und führte Samariterschulen ein. Die von ihm entwickelten Verbändpäckchen tragen seinen Namen. Bekannt wurde er außerdem durch seine Ehe (1872) mit der Prinzessin Henriette Elisabeth v. Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Esmarch, der dadurch ein Onkel des Kaisers wurde, erfreute sich dessen besonderer Gunst und wurde mit der Adelserhebung geehrt.

In zahlreichen Einzelbildern schilderte der Vortragende die Entwicklung der Familiengeschichte der Esmarch, die ein früher sozialer Aufstieg in den Kreis der führenden Geschlechter einreichte. Dennoch blieben ihnen Schicksalsschläge nicht erspart, ihre Chronik weiß auch von mehreren Ermordeten zu berichten. Auch die Schattenseiten des Lebens nicht zu verschweigen, gehört zu den Aufgaben eines objektiven Chronisten. Aber bei der langen, stolzen Geschlechterreihe und den ihnen zuteil gewordenen zahlreichen Ehrungen läßt sich folgern, daß die positiven Ereignisse bei den Esmarch erheblich überwiegen.

Pb: NWH 12. 6. 1982.

Literatur: Ernst Esmarch: Einige Nachrichten über das Esmarch'sche Geschlecht in Zeit- und Familien-Bildern, Bredstedt 1875.



Das oldenburgische Geschlecht Schmacker aus der Friesischen Wehde in vier Jahrhunderten

259. Vortrag am 16. 10. 1982 von Apotheker Wolfgang Büsing, Oldenburg

Die fast 400jährige Familiengeschichte Schmacker beginnt im Jahre 1615, als der Stammvater Otke Schmacker I. in Zetel für Pachtländereien Groden-Heuer zahlen mußte. Im gleichen Jahre 1615 wurde bekanntlich der Ellenserdamm geschlossen und damit eine direkte Straßenverbindung von Oldenburg nach Jever geschaffen. Die Vollendung dieses großen Deichwerks im Gebiet des Kirchspiels Zetel, zu dessen Bewältigung man die gesamte Bevölkerung mithierzog, wurde damals als Jahrhundert-Ereignis gefeiert.

Otke Schmacker besaß eine kleine Landstelle im Zeteler Ortsteil Osterende, noch auf dem Geestrücken am Rande der Marsch gelegen. Zum Hof gehörten außer dem bei der Hausstätte befindlichen Kohlhof ein Jück Heidland zum Anbau von Roggen und Hafer, ein Torfmoor von 6 Tagewerk und 7½ Jück Marschland. Dieser Stammhof blieb über ein Jahrhundert den ersten vier Generationen Heimstätte.

In der zweiten Schmacker-Generation finden sich die Brüder Otke II. und Wilke, die beide in der Landesverteidigung der 1650er und 1660er Jahre als „Gefreite“ jeweils eine Korporalschaft mit über 30 Mann anführten. Aus der folgenden Generation sind die ersten persönlichen Dokumente mit eigenhändigen Schriftzügen überliefert. Nach 1720 ging der Stammhof in fremden Besitz über, aber die Familie Schmacker blieb auch weiterhin, und zwar in einer Linie bis auf den heutigen Tag, in der Gemeinde Zetel wohnen, war auch lange Zeit neben der landwirtschaftlichen Betätigung mit den besonderen heimischen Erwerbsmöglichkeiten verbunden.

Seit altersher galt das große Kirchdorf Zetel nämlich als ein Zentrum der Leinenweberei. Die zahlreichen Landstellen bauten bevorzugt Flachs und Lein an und boten damit vielen Einwohnern einen Nebenverdienst in der häuslich betriebenen Handweberei. So klappten im 18. und 19. Jahrhundert viele Hunderte von Webstühlen in Zetel, die ausgezeichneten Bettbarchent, Damast und Halbwollgewebe lieferten, die im In- und Ausland guten Absatz fanden.

Unter dem Einfluß der mechanischen Webereien ging die Handweberei dann seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts schnell zurück. Ab 1875 gründeten tatkräftige Unternehmer (Reeder) auch in Zetel mehrere mechanische Baumwoll-Webereien, die mit ihrer umfangreichen Produktion die hochwertigen Zeteler Stoffe weit über unsere Heimat hinaus bekannt machten. An diesen Erfolgen eines alten heimatlichen Wirtschaftszweiges hatte die Familie Schmacker mit ihren vielen Webern ihren bescheidenen Anteil.

Johann Schmacker hatte den Hauptstamm in Zetel in der fünften Generation fortgesetzt. Er starb 1744 und hinterließ drei Söhne, die ihrerseits drei große Familienstämme begründeten. Der älteste von ihnen, Renke Schmacker (1733-1786), wird zum Stammvater des sich weit verzweigenden Jüngerer Zeteler Stammes; er ist somit Ahnherr der heutigen Schmacker in Zetel sowie der Zweige in Jever, Wilhelmshaven, Varel, Köln und des dem 19. Jahrhundert zugehörigen Oldenburger Zweiges.

Zunächst waren die Zeteler Schmacker neben ihrem Webergewerbe noch bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Landwirtschaft tätig. Als die Epoche der Hausweberei zurückging, fanden einige Schmacker Beschäftigung als Arbeiter in den Fabriken, während andere Familienmitglieder auch Handwerksberufe ergriffen, nämlich Schuster,



Maler, Schlachter, Färber, Schlosser, und wieder andere wurden „Eisenbahner“. In letzter Zeit haben sie sich auch kaufmännischen und akademischen Berufen zugewendet. Die anderen beiden Brüder der 6. Generation, Gerd (1735-1799) und Johann (1738-1793), wohnten zwar ebenfalls noch in der Gemeinde Zetel, aber ihre Söhne zogen nach Leer bzw. nach Wiefelstede, und so entstanden Ende des 18. Jahrhunderts ein Leereraner und ein Wiefelsteder Stamm Schmacker, die sich bis in die Gegenwart fortsetzen. Insbesondere in der Gemeinde Wiefelstede hat sich die Familie ausgebreitet. Dort fand sie in der Landwirtschaft und im Besitz kleiner Bauernstellen nun schon 8 Generationen hindurch eine neue Heimat. Zum Teil zwangen auch hier die Kleinbetriebe zur Nebenbeschäftigung, die dann bald zum Hauptberuf wurde: so waren mehrere Wiefelsteder Schmacker als Eisenbahner oder als Schlengenarbeiter tätig. Die heutige Generation hat sich andere Berufe gesucht.

Eine abweichende Entwicklung nahm der Oldenburger Zweig. Hermann Schmacker (1796-1858) hatte zunächst als Soldat 1815 am Feldzug gegen Napoleon teilgenommen und erwarb dadurch die Berechtigung für eine sogenannte Zivildienststellung. So wirkte er lange Jahrzehnte als Landgerichtspedell in Oldenburg. Sein ältester Sohn August wurde oldenburgischer Artillerieoffizier, der zweite Sohn Wilhelm war Rechnungssteller, und der jüngste, Eduard Schmacker (1824-1889), ließ sich als Textilkaufmann in Bremen nieder.

Dessen Sohn wiederum, Bernhard Schmacker (1852-1896), von Haus aus Kaufmann in Fernost (Kanton, Schanghai), verfolgte nebenberuflich wissenschaftliche Ziele und machte sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Naturforscher und Weichtierzoologe einen Namen. Von seinen vielen Reisen ins Landesinnere Chinas brachte er zahlreiche Tiere (Säugetiere, Vögel, Schmetterlinge) sowie insbesondere Schnecken und Muscheln mit. Zu Hause widmete er alle Freizeit der wissenschaftlichen Auswertung und Bestimmung der Sammelergebnisse. Mit den führenden Fachleuten seiner Zeit stand er in regem Briefwechsel und hat auch einige Arbeiten über Weichtiere veröffentlicht. Ein früher Tod setzte seinem Schaffen 43jährig 1896 ein jähes Ende. Testamentarisch hatte er aber seiner Heimatstadt Bremen seine Sammlungen sowie zu deren wissenschaftlicher Betreuung und Auswertung ein ansehnliches Vermögen vermacht. Im dortigen Überseemuseum bilden sie heute noch den Grundstock einer der umfangreichsten Weichtiersammlungen Deutschlands.

Die zahlreiche Vortragsbeteiligung gab ein erneutes Beispiel, daß das allgemeine Interesse weiter Bevölkerungskreise an familiengeschichtlichen und heimatkundlichen Themen erfreulich groß und gerade in Oldenburg besonders rege ist. Offensichtlich wird in verstärktem Maße erkannt, daß die uns prägenden Kräfte in den Wurzeln unserer Familien und der Heimat ruhen.

Pb: NWH 8. .1 1983.

Literatur: Wolfgang Büsing: gleichlautender Beitrag in: Oldenburgische Familienkunde, Jg. 24, 1982, Heft 4, S. 489-548.



Die Familie Francksen in Butjadingen und ihre Verzahnung mit der Heimatgeschichte

260. Vortrag am 13. 11. 1982 von Landwirt Hans Hermann Francksen, Ruhwarden

Die Familie Francksen gehört zu den wenigen alteingesessenen Geschlechtern des Butjadingerlandes, deren Mitglieder noch heute als Landeigentümer dort ansässig sind. Ihr durch Jahrhunderte und durch 15 Generationen sich vollziehendes Schicksal ist eng mit der Geschichte der Rüstringer Friesen verwoben. Der ewige Kampf der Küstenbewohner gegen die gefräßige Nordsee hat von Anbeginn das Dasein dieser Familie geprägt. Sie führt ihren Namen auf einen „Francke tho der Oldenbrügge“ (Sohn des bei Kniephausen begüterten Tyarck) zurück, der um 1500 großen Landbesitz mit zwei Steinhäusern in den Kirchspielen Bant und Oldebrügge an der Westseite des Jadebusens hatte. Viele Urkunden zeugen von seinem Wirken als Deichgeschworener sowie als Ratgeber und Regierungsmitglied des rüstringischen Viertels Bant, auch als Freund und Verwandter (?) der einstigen Häuptlingsgeschlechter. Sein Testament aus dem Jahre 1525 ist als wichtiges Dokument erhalten.

In der verheerenden Antoniflut 1511 hatte Francke die meisten Besitzungen eingebüßt. So trat sein Sohn Meene Francksen ein schweres Erbe an. Vor der vordringenden salzen See mußte er zurückweichen und zog nach Roffhausen bei Sande, wo er ein Alter von über hundert Jahren erreichte. Von seinen sieben Söhnen blieben fünf am westlichen Jadeufer wohnen; die Spuren ihrer Nachkommen verlieren sich nach 1700.

Zwei weitere Söhne von Meene Francksen (Addick und Harcke) aber ließen sich in Butjadingen nieder, wo sie auf dem 1530 eingedeichten Tossenser Groden der Familie eine neue Heimat gaben. Auf Harcke Francksen (1500-1570) geht das alte Familienwappen zurück, das eine stilisierte Harcke zeigt, wie es noch auf alten Grabsteinen zu finden ist. Der Besitz großer Marschenhöfe und einer Mühle verschaffte der Familie in Butjadingen von Anfang an eine ihrer Herkunft entsprechende angesehene Stellung. Bald nach 1600 sitzen fünf Brüder Francksen auf fünf Stammhöfen in Langwarden, Langwarder Siel, Tossenser Groden, Ruhwarden und Düke, die sich generationenlang, z. T. bis heute, in Familienbesitz befinden. Die Familie dehnte sich ständig weiter aus, neue Höfe wurden gewonnen, der Besitz mehrte sich, aber häufig folgten auch Notzeiten und Unglück. Deichbrüche zerstörten die Ländereien und zwangen die Bewohner auch öfter zur Verlagerung ihrer Hofstellen auf gesicherte Plätze, dann wieder rafften Viehseuchen die Erträge vieler Jahre dahin. Auch die Menschen selbst blieben von Krankheiten nicht verschont, galt das zwar fruchtbare, feuchte Marschenland doch als ungesundes Klima.

Bei allem wirtschaftlichen Auf und Ab hat sich das Geschlecht Francksen zahlreich verzweigt. In den einzelnen Linien häufig wiederkehrende Vornamen sind Francke, Harcke, Ide, Lübbe, Meene (Meent) und Teis. Der Vergrößerung der Familie entsprach eine immer weitere Ausdehnung ihrer bäuerlichen Anwesen. Zahlreich sind die stattlichen Höfe in Butjadingen, auf denen die Francksen wirtschafteten: Ruhwarden, Tossens, Langwarden, Feldhausen, Mürrwarden, Sibirien, Stollhamm, Mittenfelde, Fedderwarden, Süllwarden, Moorsee, Kleintossens, Enjebuhr, Sarve, Waddens, Sillens, Ahndeich, Sinsum, Ellwürden, Beckum, Brunswarden, Isens, Hollwarden, Abbehause, Schneewarden. Um 1900 stand die Familie zahlenmäßig mit 60 männlichen Namensträgern über 18 Jahren in höchster Blüte. Heute dürfte es in Butjadingen kaum eine



eingesessene Familie geben, in der, bedingt durch weibliche Nachfahrenlinien, nicht wenigstens ein paar Tropfen Francksen-Blut fließen.

Die Francksen müssen durchweg tüchtige Landwirte gewesen sein. Etliche von ihnen bekleideten Ehrenämter des öffentlichen Lebens, als Deich- und Sieljurat, als Kirchjurat oder als Kirchspielsvogt. Einige markante Persönlichkeiten verdienen genannt zu werden.

Ide Francksen (1731-1769) in Ruhwarden, Deich- und Sieljurat, war als Besitzer von drei Marschenhöfen größter Grundeigentümer in der Vogtei Eckwarden. Das von ihm geführte Hausbuch bildet heute eine heimatkundlich und kulturgeschichtlich wertvolle Quelle. Sein Vetter und Schwiegersohn Theis Wilhelm Francksen (1768-1843), ebenfalls Deich- und Sieljurat in Ruhwarden, genöß als Maire (Bürgermeister) und Kirchspielsvogt hohe Achtung und Anerkennung bei Mitbürgern und Obrigkeit. Seine langjährigen Führungsdienste hat ihm seine Gemeinde 1842 anlässlich der Goldenen Hochzeit mit einem hübschen Silberpokal gelohnt, der noch heutzutage bei Familienfesten die Runde macht.

Sein Sohn und Nachfolger Jacob Wilhelm Francksen (1791-1874), auch Deichjurat und Kirchspielsvogt, wurde 1848 zum Mitglied des ersten Oldenburger Landtags gewählt. Er war der Großvater von Theodor Francksen (1873-1914), der als Kunstliebhaber und Sammler in Oldenburg bzw. im milden Klima der Mittelmeerländer lebte und bei seinem Tode seine beiden Häuser und Kunstschatze seiner Heimatstadt Oldenburg vermachte, heute als Oldenburger Stadtmuseum ein einmaliges Denkmal bürgerlicher Kultur.

Der Kunst verpflichtete sich auch der Oldenburger Maler Franz Francksen (* 1892). Gustav Francksen (1847-1914) in Kleintossens wirkte lange Jahre als Gemeindevorsteher von Langwarden und Landtagsabgeordneter. Heinrich Francksen (* 1835) und sein Sohn Wilhelm (* 1867) besaßen eine Eisengießerei in Oldenburg. Ein Bruder des letzteren, Rudolf (* 1864), war Deutscher Generalkonsul in New York.

Der Vortragende rief die Erinnerung an seinen Vater Hermann Francksen (1870-1942), Kaufmann und Familienforscher in Bremen, wach, dem die Erforschung der Francksenschen Familiengeschichte hauptsächlich zu danken ist. Geschickt verstand es Hans Hermann Francksen, mit dem Lebenslauf seines Vaters zugleich dessen Forschungsgang, der ihn sein Leben lang begleitete, packend darzustellen. Eine reichhaltige Überlieferung von Familiendokumenten und Erinnerungsstücken, Familienaufzeichnungen, Briefen, Tagebüchern, Reiseberichten und Lebenserinnerungen, Hausbüchern und Rezeptsammlungen für Viehkrankheiten, dazu wichtige Urkunden und Akten der Archive, auch Hausinschriften, alten Möbeln und Grabsteinen, dies alles ergab ein bunt-schillerndes Mosaik eines traditionsreichen oldenburgischen Geschlechts, in dem Familienpflege im besten Sinne betrieben wird.

Pb: NWH 8. 1. 1983.

Literatur: Georg Francksen: Aus der Geschichte der Familie Francksen (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 4, 1962, Heft 1, S. 1-16). — Hermann Francksen: Familienchronik Francksen (Handschrift).



Die Heraldik auf Grabsteinen und Epitaphien als familienkundliches Hilfsmittel

261. Vortrag am 8. 1. 1983 von Genealoge Hans Mahrenholtz, Hannover

Die auf alten Grabmalen des 14. bis 17. Jahrhunderts erhaltenen Ahnenwappen stellen wichtige urkundliche Quellen für die Geschichtsforschung dar, wenn man sie nach den Regeln der Wappenkunde zu deuten weiß. Schon seit langem richtet sich die Aufmerksamkeit der Genealogen und Heraldiker auf die mit Wappen geschmückten Grabdenkmale und Epitaphien (Totenerinnerungsmale), denn die dort dargestellten Wappen sind jeweils die Wappen von den Vorfahren der Verstorbenen. Durch die Wappenbilder lassen sich die betr. Ahnenfamilien feststellen. Es sind entweder 2, 4 oder 8, ja manchmal auch 16, 32 oder gar 64 Wappen angebracht. Immer ist es eine gerade Zahl, die der jeweiligen Ahnengeneration entspricht: 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern usw. Die Anordnung der Wappen richtet sich nach bestimmten Regeln und Systemen, deren Kenntnis für die Auflösung solcher Wappenahnentafeln eine wichtige Voraussetzung ist. Bei vier Wappen z. B. stehen diejenigen der beiden Eltern (bzw. der zwei Großväter) in den oberen Ecken und die der beiden Großmütter in den unteren Ecken des Grabsteines. Bei mehr Wappen (8, 16 usw.) wird die Anordnung schon komplizierter.

Der Vortragende, der speziell niedersächsische Adelsgenealogie erforscht und etwa 5.000 Uradelsgeschlechter und 1.000 Briefadelsfamilien im Gebiet des alten Stammesherzogtums Sachsen (Niedersachsen) erfaßt hat, konnte über 1.000 Kunstdenkmale aus der Zeit vor 1700 (z. T. weit ins Mittelalter zurückreichend) nachweisen, auf denen mehr als zwei Wappen niedersächsischer Adelsfamilien dargestellt sind. Aber nicht nur auf Grabsteinen und Epitaphien finden sich Wappenfolgen, sondern auch auf Altären, an Häusern und Türen, auf Textilien (z. B. Wandteppichen), auf Möbeln (Truhen, Schränken, Brautstühlen) sowie auf Gebrauchs- und Kunstgegenständen (Hochzeitstestern, Humpen, Gläsern).

Die richtige Auflösung solcher Wappenfolgen vermitteln oft familiäre Zusammenhänge über mehrere Generationen hinweg und z. T. weit ins Mittelalter zurückweisend, wo schriftliche Urkunden häufig fehlen. Daher liegt hierin der besondere Wert dieser Forschungsrichtung. Erst durch das Zusammenwirken von genealogischer Betrachtung und heraldischen Kenntnissen wird in vielen Fällen die Aufklärung personeller Zusammenhänge mittelalterlicher Geschlechter und damit verbundener Territorialbeziehungen möglich. So erweist sich, daß Heraldik und Genealogie, Wappenkunde und Familienforschung, sich gegenseitig ergänzen und weder eine trockene Materie noch eine Spielerei mit bunten Figuren sind. Es zeigt sich vielmehr, und dies wurde mit Lichtbildern anschaulich belegt, daß die Kenntnis von genealogischen und heraldischen Gegebenheiten den Menschen früher geläufig war und ihre praktische Anwendung bis in die Bereiche der Kunst und Kultur, andererseits aber auch bis ins Gebrauchsgut des täglichen Umgangs reicht.

Pb: NWH 12. 2. 1983.

Literatur: Hans Mahrenholtz: Die Heraldik als Helfer bei der Ermittlung von Ahnen (in: Der Herold, Jg. 1982, Heft 5, S. 109-132).



Stadtgeschichte im Spiegel alter Kirchenbücher, dargestellt am Beispiel Vechta vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Franzosenzeit

262. Vortrag am 12. 2. 1983 von Oberstleutnant i. R. Hans Georg Volkhardt, Südmoslesfehn

Alte Kirchenbücher sind nicht nur Grundlage für die Personen- und Familienforschung, sondern sie haben auch ihre Bedeutung für die geschichtliche Darstellung der Bevölkerung und der Entwicklung ihrer Gemeinwesen. In der wechselvollen Geschichte Vechtas brachte der Dreißigjährige Krieg der Stadt besondere Unruhen. Mehrfach lösten Besatzungen und Einquartierungen kaiserlicher und protestantischer Kriegsmächte einander ab, so daß die Bevölkerung unter den Glaubenskämpfen schwer zu leiden hatte. Ein großer Teil der Häuser wurde 1647 durch Beschießung zerstört, im folgenden Jahre waren bei einer Einwohnerzahl von etwa 500 Personen nur noch 80 Häuser vorhanden.

Der Münstersche „Kanonenschof“ Christoph Bernhard von Galen erreichte endlich 1654 den Abzug der schwedischen Truppen, woran die traditionelle Himmelfahrts-Dankprozession noch heute erinnert. Seit jenen Tagen herrschte in Vechta wieder die katholische Konfession. Mitten in diesen unruhigen Kriegszeiten, 1642, wurde aber immerhin mit der Führung des ersten Vechtaer Kirchenbuchs begonnen. Die alten Register gestatten uns heute noch tiefe Einblicke in die frühere Bevölkerung, in ihre soziale Zusammensetzung, in ihre Herkunft und Stellung, sie geben Auskunft über Unglücksfälle und Krankheiten, auch über durchziehende Fremde.

Im weiteren Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts wurden die Geschehnisse der Stadt wesentlich durch die dort eingerichtete ständige Garnison beeinflusst. Zu diesem Zweck entstand in den Jahren 1667-1670 der Bau einer fünfeckigen Zitadelle westlich vor der Stadt. Die Besatzung war 1696 etwa 200 Mann stark (darunter auch Artillerie und Reiter), während die Zivilgemeinde damals 948 Seelen zählte.

Ohne Zweifel haben die hier stationierten Offiziere und ihre Familien das gesellschaftliche, geistige und kulturelle Leben in der Stadt befruchtet. Aber auch Handel und Handwerk profitierten vom Militär. Die einfachen Soldaten waren arme Leute und rechneten zur untersten sozialen Gruppierung. Über das Militär wurden in den Kirchenbüchern separate Zitadell-Register geführt.

Die Honoratioren der Stadt, Bürgermeister, Ratsherren, Richter, Rentmeister, Gerichtsschreiber, Rektor und Apotheker, pflegten gesellschaftlichen Umgang mit den Offizieren, was durch gegenseitige Patenschaften bestätigt wird. Daneben finden wir Kaufleute, Chirurgen (Wundärzte), Musikanten. Unter den Handwerkern hatten sich die Leineweber, Schneider, Schuster, Schmiede und Weißgerber in Gilden zusammengeschlossen.

Ansteckende Krankheiten gehörten auch hier zu den Plagen der Einwohner. 1667 trat die Pest zum letzten Male auf und forderte 9 Menschenleben. 1683 starben 45 Kinder an einer unbekanntem Seuche. Im 18. Jahrhundert wütete vor allem die Ruhr, 1738 sind es 50 Opfer, 1740 sterben gar 98 Kinder, 1746 folgt eine erneute Ruhr-Epidemie mit 46 Todesopfern, 1757 wiederum 70 Sterbefälle durch Ruhr. Später treten die Pocken häufig auf.

Die Zitadelle und ihre Besatzung führte weitgehend ein Eigenleben. Dennoch ergaben



sich gelegentlich Heiraten zwischen Soldaten und Bürgerkindern. Im Siebenjährigen Krieg wechselte die Festung mehrmals, meist kampflos ihren Besitzer. Da die veraltete Zitadelle ihren Zweck nicht mehr erfüllte, wurde sie 1769 geschleift, und Vechta verlor seine trotz allem ungeliebte Garnison.

Von den häufigen Truppendurchzügen waren die Bürger arg belastet. Nur allmählich erholte sich die Stadt und wuchs langsam wieder an. Ein großer wirtschaftlicher Aufschwung blieb ihr aber versagt. Dennoch läßt sich aus den Kirchenbüchern ersehen, daß Handel und Wandel langsam voran kommen, Geschäftsverbindungen, Anwesenheit von Fremden und Reisen zunehmen. Beziehungen zu Wildeshausen und gelegentlich zu Nordoldenburg werden erkennbar.

Die Jahre um 1800 bringen Vechta mit den Durchzügen kaiserlicher, britischer, hessischer und hannoverscher Truppen erneut aufregende Tage. 1803 beginnt mit dem Anschluß an Oldenburg ein neues Kapitel in Vechtas Chronik.

Der Vortragende wies abschließend darauf hin, daß die Kirchenbücher nicht nur eine wertvolle Ergänzung zur Stadtgeschichte, sondern auch zur Kenntnis des Vechtaer Militärs und seiner Zitadelle darstellen. Die Zahl von über 30 seit gut 300 Jahren ununterbrochen in Vechta ansässiger Familien zeugt trotz aller zeitlicher Notlagen von einem starken Menschenschlag. Eine Fülle von Details ergab ein farbiges Bild vom Wechsel und Wandel, aber auch von Tradition und Anpassung der Familien in einer südoldenburgischen Stadtgemeinde.

Pb: NWH 12. 3. 1983.

Münzen und Medaillen im Spiegel der Heimatgeschichte und Familienkunde

263. Vortrag am 12. 3. 1983 von Bauunternehmer Eilert Erich Viet, Oldenburg

Münzen sind seit über zweitausend Jahren, von der Antike bis heute, die metallene Form des Geldes. Sie zählen zu den bedeutendsten Quellen der Kunst-, Kultur-, Volks- und Wirtschaftsgeschichte, haben aber auch erheblichen Aussagewert für die engere Heimatgeschichte, da einst jeder Herrscher und damit jede Landschaft eigene Münzen prägen ließ. So hat auch Oldenburg seine spezielle, über 900jährige Münzgeschichte.

Während Münzen als gesetzliches Zahlungsmittel gelten, sind Medaillen münzenähnliche Erinnerungsstücke, die nicht dem Geldverkehr dienen. Beiden, Münzen und Medaillen, liegt meist das gleiche Material zugrunde, nämlich Gold, Silber oder Bronze. Jedoch als plastisches Kleinkunstwerk konnte sich die Medaille künstlerisch freier entwickeln.

Im Mittelpunkt des Vortrags stand die Epoche vom Ende Graf Anton Günthers (1667) bis zum Regierungsbeginn des Herzogs Peter Friedrich Ludwig (1785). Dieser Zeitraum von etwa 120 Jahren wurde hauptsächlich vom Barock beeinflusst, und so finden sich damals auch auf den Münzen und Medaillen alle Stilmerkmale jener Kunstrichtung. Her-



vorragende Künstler, Formenschneider und Medailleure, schufen die Gepräge, die sich durch Präzision, Eleganz, Formenreichtum und schöpferische Kraft auszeichnen.

So wird verständlich, daß man schon vor Jahrhunderten Münzsammlungen anlegte. War das Sammeln von Münzen anfangs nur auf Fürsten beschränkt, so breitete sich diese Sammelleidenschaft im 17. und 18. Jahrhundert auch im Bürgertum aus. Es gehörte zum damaligen Bildungsverständnis, eine Münzen- und Medailiensammlung zu besitzen.

Graf Anton Günther ließ seine Münzen in der alten Münze in Jever prägen. Obwohl zweckgebunden, bestechen sie doch durch ihre Schönheit. Nach Anton Günthers Tode, als Oldenburg für etwa ein Jahrhundert an das verwandte Königshaus Dänemark fiel, wurden erst 1761 wieder oldenburgische Münzen geprägt, und zwar in dem eigens für diese Zwecke zur Verfügung gestellten Ballhaus auf dem Oldenburger Schloßplatz, nun Oldenburger Münze genannt. Diese Münzstätte blieb wegen der Entwicklung des Silberpreises nur bis 1765 in Betrieb. In der Folgezeit ließ man in Altona prägen. Wichtig ist indessen die Feststellung, daß zu allen Zeiten auch fremde Geldwährungen, insbesondere der Nachbargebiete, im Umlauf waren und der Handel infolgedessen stets mit vielerlei Währungen zu rechnen hatte. Häufige oldenburgische Münzwerte sind: Taler, Grote, Swaren, Pfennig, Schilling, Stüber, Gulden, Dukaten, Pistolen, bis zu den Prägungen des letzten Großherzogs von Oldenburg: Fünf- und Zweimarkstücke.

Durch eine Reihe hervorragender Lichtbilder sowie durch eine begleitende Ausstellung wurden viele Einzelobjekte vorgestellt. Auf den Münzen dominieren verständlicherweise die Fürstenporträts. Es wurden Beispiele von Graf Anton Günther, von den dänischen Königen als den damaligen oldenburgischen Landesherren, von Verwandten des russischen Zarenhauses und der in Jever regierenden Zerbster sowie von den ersten Oldenburger Herzögen gezeigt. Die Münzen aus der Regierungszeit Peter Friedrich Ludwigs tragen allerdings kein Porträt, und von diesem Herrscher sind auch nur zwei Porträtmedaillen bekannt.

Medaillen wurden aus den verschiedensten Anlässen geprägt, so zur Krönung, zur Hochzeit, zu Jubiläen oder als Sterbemedaille. Großer Beliebtheit erfreuten sich, auch in bürgerlichen Kreisen, die zur Taufe verehrten sogenannten Taufmedaillen. Besondere Beachtung widmete der Vortragende den oldenburgischen und dänischen Wappen in ihren verschiedenen Ausführungen, sowie den beiden höchsten dänischen Auszeichnungen: dem vom ersten Oldenburger Dänenkönig Christian I. gestifteten Elefanten-Orden und dem Danebrog-Orden.

Unter den Medaillen finden sich auch zahlreiche Prägungen verdienter oldenburgischer Persönlichkeiten. Hier dienten als Beispiele der berühmte Oldenburger und russische Generalfeldmarschall Burchard Christoph v. Münnich, dessen 300. Geburtstages im Mai dieses Jahres gedacht wird, dann der Generalsuperintendent Janson, der Konsistorialrat Lentz, der Historiker Schlosser, der Chemiker Mitscherlich und der Erfinder Uhlhorn. Das Wirken und die Verdienste dieser und vieler weiterer Persönlichkeiten sind in Erz festgehalten. So sind Münzen und Medaillen Zeugen der Geschichte und dienen auch für die Familiengeschichte als wichtige Belegstücke.

Der Verein der „Oldenburger Münzfreunde“, der 1984 sein 25jähriges Jubiläum begehen wird, nimmt sich der Erforschung dieser Wissenschaft besonders an. „Man darf nur Augen haben, um zu lernen“, so steht es in einem 1738 gedruckten Buch über Münzen- und Medaillenkunde. Der Vortragende hat es vorzüglich verstanden, seinen Hörern die



Augen zu öffnen und sie für die Schönheit dieser hochwertigen Kleinkunstwerke zu begeistern.

Pb: NWH 9. 4. 1983.

Literatur: J. F. L. Th. Merzdorf: Oldenburg's Münzen und Medaillen, Oldenburg 1860. — Hanfried Bendig: Das oldenburgische Münzwesen zur Zeit des Grafen Anton Günther, Münster 1974. — Eilert Erich Viet: Die „Alte Münze“ in Oldenburg (in Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Vereins Oldenburger Münzfreunde, Oldenburg 1984).

Der ungewöhnliche Lebensweg des russischen Generalfeldmarschalls Burchard Christoph Graf v. Münnich, zum 300. Geburtstag des weltberühmten Sohnes des Oldenburger Landes

264. Vortrag am 9. 4. 1983 von Oberstudienrat i. R. Dr. Heinrich Munderloh, Oldenburg

Ein historisches und zugleich aktuelles Ereignis stand im Blickpunkt der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde mit einem Lichtbildervortrag von Dr. Heinrich Munderloh. Damit fand im überfüllten Festsaal des Alten Palais der Auftakt der Münnich-Gedenktage statt, die des weiteren einen Schloßsaal-Vortrag des Oldenburger Landesvereins sowie eine Studienfahrt zu den Münnich-Gütern Brokdeich und Neuenhuntof und zu einer Festversammlung in Berne vorsahen.

Einleitend wies Dr. Munderloh auf die bäuerliche Herkunft der geadelten Familie hin, die starke Persönlichkeiten hervorbrachte. Urgroßvater Johann Mönnich, Großvater Rudolf Mönnich und Vater Anton Günther von Münnich waren vitale, intelligente Männer, Draufgänger, in der Jugend allesamt etliche Jahre im Kriegsdienst außer Landes, dann daheim schaffensfreudig, geschäftstüchtig und besitzvermehrend, mit ausgeprägtem Familiensinn versehen, pflichtgetreu die beiden ersten als Vögte im Dienste Graf Anton Günthers und der Vater im Dienste des Königs von Dänemark als des oldenburgischen Landesherrn, daneben rastlos tätig als Spezialisten in Wasserbau und Deicharbeit. Mit dem gleichen Ehrgeiz und ungeheuren Schaffensdrang war auch Burchard Christoph v. Münnich, der im Reich Peters des Großen Weltruhm erlangen sollte, ausgestattet. Am 9. Mai 1683 in Neuenhuntof geboren, erhielt er schon von Jugend auf durch seinen Vater Anton Günther v. Münnich Anleitung im Deich- und Wasserbauwesen, so daß er bereits als Jüngling imstande gewesen wäre, die Aufgaben seines Vaters als oldenburgischer Deichgräfe zu leiten. Man entschied sich aber zunächst für eine Soldatenlaufbahn. Mit 17 Jahren reiste er nach Frankreich, um im Heer des Sonnenkönigs Offizier zu werden. Wegen eines Duells mußte er jedoch flüchten, trat 1702 als Hauptmann in den Dienst des Landgrafen von Hessen und kämpfte in der Umgebung des Prinzen Eugen gegen Ludwig XIV. 1712 geriet er schwerverwundet in französische Gefangenschaft, kam aber bereits im folgenden Jahr durch ein Lösegeld frei.

Inzwischen Oberst in hessen-kasselschen Diensten gab es für ihn zunächst keine militäri-



sche Verwendung. So wurde Münnich 1715 mit dem Bau von Hafen und Schleuse in Karlshafen an der Oberweser beauftragt. Hier, wie auch in späteren Jahren, bewährte er sich durch seine zweite überragende Begabung: die Wasserbaukunst. Bald aber lockten ihn wieder Kriegsdienste, und 1716 ging er als Generalmajor unter König August dem Starken nach Warschau.

1721 wechselte Münnich von Polen nach Rußland. In Petersburg wußte er Peter den Großen, dem der Oldenburger zunächst zu jung und zu elegant erschien, bald von seinen Fähigkeiten zu überzeugen. Im Dienste des Zaren war seine erste Aufgabe der Bau des Ladogakanals, später folgten Hafen- und Festungsbauten. Unter Peter II. wurde Münnich 1728 in den Grafenstand erhoben und zum Gouverneur von Petersburg ernannt. 1732 rückte er unter der Großfürstin Anna zum Generalfeldmarschall auf. Die von ihm nun durchgeführte Neuorganisation der russischen Armee sowie seine Feldzüge und großen Siege über die Türken, wodurch der russische Zugang zum Schwarzen Meer erzwungen wurde, beweisen sein Talent in militärischen Fragen und als Stratege. Friedrich der Große bewunderte ihn als „Prinz Eugen der Russen“ und als „wahren Held des Russischen Reiches“. 1740 erreichte Münnich als Premierminister den Gipfel seiner Macht. Ebenso tief aber war sein Fall. Als die Zarin Elisabeth Ende 1741 nach einer Palastrevolution den Thron bestieg, wurde der Machtgewaltige durch einen Hochverratsprozeß im Januar 1742 nach Pelim in Sibirien verbannt. Zwei Jahrzehnte hat er dort in der Einsamkeit verbracht. Der sonst rastlos Tätige war nun zur Untätigkeit verdammt, aber in der Stille entwarf Münnich, der seine Heimat nie vergessen konnte, einen großzügigen Kanalplan für Stedingen und Moorriem.

Als nach zwanzig Jahren die Zarin starb, wurde Münnich im Februar 1762 von Peter III. nach Petersburg zurückgeholt und rehabilitiert. Erneut stürzt sich der Achtzigjährige in die Arbeit. Er wird auch von der neuen Zarin Katharina II. bestätigt, die ihn als „Vater des Russischen Reiches“ rühmt. Nur wenige Jahre sind ihm noch vergönnt, und er trägt sich sogar mit der Absicht, sein Leben in der geliebten Heimat zu beschließen und nach Neuenhutorf zurückzukehren. Seinem Verwalter dort gibt er genaue Aufträge zur Renovierung der Gutsgebäude und zur Gestaltung der Gartenanlagen. In Oldenburg läßt er das stattliche Graf-Christopher-Haus in der Mühlenstraße als vorgesehenen Wintersitz kaufen. Aber die Umsiedlung wird nicht mehr vollzogen, da Münnich sich durch ständig neue Aufgaben von Petersburg nicht lösen kann. So starb er dort, 84jährig, am 27. Oktober 1767 und wurde auf seinem Gut Lunia bei Dorpat in Estland beigesetzt.

Seine Nachkommen befanden sich noch vier Generationen in Rußland, sie behielten auch den Besitz von Gut Neuenhutorf. Mit Dr. iur. Christoph Reichsgraf v. Münnich, 1825 in Rußland geboren, zeitweise Kammerherr des Großherzogs von Oldenburg und 1902 kinderlos in Dresden gestorben, erlosch die Familie im Mannesstamm. Über Töchterlinien ist das Blut Münnichs indessen in zahlreiche, meist baltische Adelsfamilien eingeflossen.

Als Techniker und Ingenieur, als Hafen- und Wasserbaumeister, als Soldat und Feldherr, als Politiker und russischer Premierminister, aber auch als Häftling in zwanzigjähriger sibirischer Verbannung hat Münnich eine bedeutende Karriere und ein wechselvolles Schicksal gehabt, das der Vortragende fesselnd vor dem zeitgeschichtlich-politischen Hintergrund und mit hervorragenden Lichtbildern unterstützt darzustellen wußte. Von Münnichs Bedeutung und Ansehen zeugt auch, dies sei ergänzend mitgeteilt, daß in dem

zu Ehren großer Deutscher errichteten und 1842 eingeweihten Ruhmestempel Walhalla an der Donau Münnichs Büste aufgestellt wurde.

Pb: NWH 14. 5. 1983.

Literatur: Christian Friedrich Hempel: Leben, Thaten und betrübter Fall des Weltberufenen Russischen Grafen Burchards Christophs von Münnich, gewesenen Kayserlichen Ersten Ministers und General-Feld-Marschalls in Rußland etc., Bremen 1743. — Gerhard Anton von Halem: Lebensbeschreibung des Grafen Münnich, Oldenburg 1803. — Vgl. auch Vortrag Nr. 249 (dort weitere Literatur).

Der Pilger des Mittelalters auf Wallfahrt

265. Vortrag am 22. 10. 1983 von Ltd. Regierungsschuldirektor Dr. Dieter Rüdibusch, Lüneburg

Pilger- und Wallfahrtswesen sind nicht nur Erscheinungen der christlichen Welt, sondern sie haben in allen Religionen ihren Platz immer dort, wo sich der Mensch auf dem Wege zu Gott befindet. Ungebrochen hat sich die Tradition des Wallfahrtswesens bis auf den heutigen Tag erhalten. Aus der christlich-abendländischen Welt sei nur an die bedeutenden Wallfahrtsorte Lourdes, Fatima, Santiago de Compostela und Tschenschau erinnert.

Mit den Pilgerfahrten, die Reise und Besuch heiliger Stätten zu kultisch-religiösen Zwecken zum Ziele hatten, ergoß sich seit dem 4. Jahrhundert ein Heer von Pilgern nach Palästina und umgekehrt ein Strom von Reliquien zurück ins Abendland. Im Laufe der Jahrhunderte, beeinflußt durch Modeerscheinungen und Zeitströmungen, schwankte das Pilgerwesen bzw. -wesen in seiner Bedeutung. Auch die Kreuzzugsbewegung ab 1095 war zugleich eine bewaffnete Wallfahrtsbewegung, die der Befreiung der heiligen Stätten Jerusalems vom mohammedanischen Joch diente.

Nach den Kreuzzügen trat die Pilgerfahrt nach Rom und nach Santiago de Compostela in Spanien an die Stelle der Jerusalem-Wallfahrt. Auch Luther pilgerte 1510 bekanntlich nach Rom, während der Oldenburger Graf Gerd der Mutige kurz zuvor Santiago aufgesucht hatte. Das Spätmittelalter kennt die Wallfahrt zu heimischen Orten in großen Prozessionszügen mit aller Ausprägung mittelalterlicher und später dann barocker Prachtentfaltung. Im mittelalterlichen Oldenburg galt übrigens Wardenburg als unser nächst gelegener Wallfahrtsort.

Das früheste Zeugnis einer Pilgerreise aus unserem Raume ist die Wallfahrt des Widukind-Enkels Waltbert nach Rom im Jahre 850. Aus Rom brachte er die Gebeine des heiligen Alexander als Reliquie von bedeutendem Ansehen mit in seine Heimat Wildeshausen, wo die Alexanderkirche fortan wichtiger Wallfahrtsort wurde.

Die Motive zur Pilgerreise waren unterschiedlicher Art. Oft war es tiefe Frömmigkeit, der Wunsch nach Reliquien oder Sündenablaß, Hoffnung auf Heilung von Leiden und Krankheiten, Dank für Heilung, für militärischen Sieg, vielleicht auch nur Abenteuerlust oder die schlichte Vorstellung des mittelalterlichen Menschen, durch eine Pilgerfahrt der



Hölle zu entgehen. Manch einen trieb die Buße für Verbrechen zur Sühne-Wallfahrt, wie den Zwischenahner Bauern Henneke Wulberinck, der 1450 seinen Pfarrer erschlagen hatte und darauf nach Rom pilgerte.

Der Rasteder Abt Sweder, der seinem Kloster einst wertvolle Reliquien aus Reims überbracht hatte, kam später unter den Druck des Konvents; er verzichtete deshalb auf sein Amt und begab sich 1129 auf Pilgerfahrt, von der er nie zurückkehrte. Es gab aber auch politische Motive. Ein Oldenburger Grafensohn aus Wildeshausen, Wilbrand, selbst Domherr in Hildesheim und später Bischof zu Paderborn und Utrecht, reiste 1211 in geheimem kaiserlichen Auftrag zu militärischer Spionage und in diplomatischer Mission in den Orient und nach Jerusalem, offiziell deklariert als Pilgerreise; sein Reisebericht ist ein kulturgeschichtlich hochinteressantes Dokument.

Mit dem Gelübde zur Pilgerfahrt waren mitunter fromme Stiftungen bis zur Gründung eines Klosters verbunden. Vor der Reise mußte die Versorgung der Familie und der Güter sichergestellt werden. Die Pilgerfahrt selbst erforderte erhebliche Geldmittel für den Unterhalt unterwegs. Das Pilgerkleid bestand aus einem braunen oder grauen Gewand aus derbem Gewebe und einem breitrandigen Hut, geziert mit der St. Jakobs-Muschel; zur Ausrüstung gehörten ferner der Pilgerstab und eine Pilgerflasche.

Auf der Reise schloß man sich in Gemeinschaften zusammen. Bemerkenswert ist, daß gelegentlich auch Frauen die beschwerliche Reise unternahmen. Man reiste wechselnd zu Fuß, zu Pferde (bzw. mit Esel oder Maultier) und zu Schiff. Als Reiseführer gab es schon im Mittelalter Wegbeschreibungen (Itinerar). Man war oft jahrelang unterwegs; der Pilger hatte der Welt entsagt, und so hatte er keine Eile. Auch berührte er auf seiner Route viele Orte der Heiligenverehrung.

Unterwegs aber lauerten allerhand Gefahren auf ihn, Diebe, Mörder, Kriegswirren, schlechte Wege, fortgeschwemmte Brücken, Irrtum der Route, Sturm, Regen, Schnee, Kälte, Hitze, Hunger, Durst, Krankheiten, Insektenplagen, Überschwemmungen. Wesentliche Hilfe boten unterwegs die Pilgerherbergen und Hospitäler der Klöster.

Am Ziel angekommen, verweilte man einige Zeit in der Nähe des Heiligtums. Enttäuschungen bereitete meist der Massenbetrieb mit überfüllten Herbergen und Versorgungsproblemen. Mitgebrachte Geschenke wurden am Altar abgelegt. Als Beweis für die Erfüllung des Gelübdes brachte man aus Jerusalem einen Palmenzweig mit, in Santiago war es eine große Muschel, die ja dann zum Symbol der Pilgerfahrt wurde. Andere Mitbringsel waren Reliquien, Öl aus einer heiligen Lampe oder Staub und Steine vom Grabe des Heiligen.

Der Rückweg war beschwerlicher als der Hinweg, da die freudige Erwartung des Heiligtums den Pilger nicht mehr anspornte, sondern nun die ganzen Gefahren und Belastungen verstärkt auf ihm ruhten. Indessen kehrten nicht alle Pilger in ihre Heimat zurück. Tragisch endete z. B. 1192 Graf Christian von Oldenburg, als er auf dem Rückweg von Jerusalem noch in Bergedorf bei Delmenhorst ermordet wurde. Auch der erwähnte Graf Gerd von Oldenburg starb, erschöpft von den Strapazen der Santiago-Reise, im Jahre 1500 auf dem Heimweg in Südfrankreich.

Eine Reihe von Lichtbildern zur Santiago-Pilgerroute vertiefte den zahlreichen Zuhörern das erregende Erlebnis der mittelalterlichen Wallfahrt, die der Vortragende mit erstaunlich vielen urkundlichen Belegen Oldenburger Pilger darzustellen wußte. So gesehen, hat auch das mittelalterliche Oldenburg trotz seiner Abgelegenheit durchaus an den

damaligen weltgeschichtlichen Ereignissen teilgenommen. Ob ein Pilger in der Heimat eine besondere Achtung genoß, kann schwer entschieden werden. Er hatte lediglich eine außergewöhnliche Tat zur Ehre Gottes vollbracht.

Pb: NWH 13. 11. 1983

Literatur: Dieter Rüdibusch: *Der Anteil Niedersachsens an den Kreuzzügen und Heidenfahrten (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 80, Hildesheim 1972).*

Mein Vorfahr Urbanus Rhegius, der Reformator Niedersachsens, und wie ich ihn fand

266. Vortrag am 12. 11. 1983 von Oberst i. R. Eckard Weinberger, Bremen

Martin Luther, dessen 500. Geburtstages in diesem Jahr allenthalben gedacht wird, ist bekanntlich in Niedersachsen nicht persönlich aufgetreten, sondern er wirkte hier nur mittelbar durch Briefe und insbesondere durch seine Mitarbeiter und Schüler. Es lag daher nahe, daß sich die Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde mit einem der bedeutendsten niedersächsischen Reformatoren in biographischer Sicht und mit genealogischer Methode befaßte.

Im Mai 1489 in Langenargen am Bodensee geboren, besuchte Urbanus Rhegius die Lateinschule in Lindau und die Universität Freiburg, wo er Philosophie, Jura und Theologie studierte. 1510 wechselte er zur Universität Ingolstadt, erhielt dort eine Professur für Rhetorik und Poesie, erwarb den Magistergrad und wurde zum Dichter (poeta laureatus) gekrönt. Inzwischen hatte er sich bevorzugt theologischen Studien und dem Humanismus zugewandt. In dieser Zeit begann er die ersten Veröffentlichungen herauszugeben. Von dem Ernst seiner Auffassung vom Priestertum zeugt bereits seine erste theologische Schrift „Über die Würde der Priester“, 1518.

1519 erhält Rhegius den Doktorhut und in Konstanz die Priesterweihe und verschiedene Kaplaneipfründe. Jetzt wird er auch mit Luthers Schriften bekannt und dabei sehr bald, „nicht durch plötzlichen Affekt, sondern durch ruhiges Urteil bewegt“, ein Anhänger der neuen Lehre. 1520 wird er Domprediger in Augsburg und beginnt „auf Luthers Meinung“ zu predigen. Ein päpstliches Breve fordert ihn zum Widerruf auf, dem er aber nicht nachkommt, sondern er betätigt sich weiterhin in reformatorischem Sinne. Obwohl das Domkapitel hinter ihm steht, muß er 1521 die Stadt verlassen. Es folgen unruhige, wechselvolle Jahre, die ihm neue Berufungen, aber auch Vertreibungen bringen. Vorwiegend hält er sich in süddeutschen Orten auf, kehrt dann wieder nach Augsburg zurück und vollzieht dort den demonstrativen Bruch mit der alten Kirche, indem er sich am 16. Juni 1525 (drei Tage nach Luther) verheiratet.

So war Rhegius zum Anführer der Reformation in Augsburg geworden, das jahrelang von inneren Unruhen betroffen war. Dabei ist er jedoch auf Vermittlung bedacht und bemüht sich, Extreme und Ausschreitungen fernzuhalten und durch Predigten, Schriften sowie durch persönlichen Einfluß in ruhige Bahnen zu lenken. Die Jahre 1527/28 sind gekennzeichnet von dem Kampf gegen die Wiedertäufer.

1530 fand in Anwesenheit des Kaisers der so bedeutungsvolle Reichstag zu Augsburg

statt, der zur Abfassung des Augsburger Bekenntnisses führte. Bei den vielen Verhandlungen und innerprotestantischen Richtungskämpfen war Rhegius vor allem mit Vermittlungsversuchen zwischen Lutheranern und Zwinglianern beschäftigt. Immer war er auf Bewahrung der Einheit der Kirche in erneuerter Form, nicht auf Spaltung bedacht. Im August 1530 nimmt Rhegius eine Berufung als Hofprediger und Superintendent nach Celle an, die ihm der lutherisch eingestellte Herzog Ernst der Bekenner von Braunschweig-Lüneburg während des Reichstages anbietet. Unterwegs besucht Rhegius in Coburg Martin Luther, und beide Männer haben einen nachhaltigen Eindruck von einander. Mitte September trifft Rhegius mit seiner Familie in Celle ein. Der Wechsel von der Weltstadt Augsburg zum provinziellen Celle bringt allerdings erhebliche Schwierigkeiten der Lebensgewohnheiten, des Klimas und der Sprache mit sich.

Die folgenden Lebensjahre sind mit rastloser und vielfältiger Tätigkeit ausgefüllt, die auch hier die gemäßigte und konservative Haltung von Rhegius offenbart. Bereits im nächsten Jahr (1531) gibt er eine Kirchenordnung heraus. Behutsam sucht er die Klöster zur Annahme des neuen Glaubens zu bewegen. Wichtigste Aufgabe ist ihm, die Gemeinden mit tüchtigen Predigern zu versehen und junge Pastoren heranzubilden. Die Verbesserung der Schulverhältnisse liegt ihm besonders am Herzen.

Häufig wird sein Rat von anderen Städten und Fürsten in Anspruch genommen. Ehrenvolle Anträge auf auswärtige Positionen lehnt er aber zugunsten von Celle und Lüneburg ab. Mit dem Herzog verbindet ihn ein ungewöhnlich vertrauliches, freundschaftliches Verhältnis. Mit zahlreichen großen Männern seiner Zeit steht er in Verbindung, so mit Melanchton, Zwingli, Thomas Münzer, Dr. Eck oder den bedeutenden Humanisten.

Die Reihe seiner theologischen Schriften umfaßt ungefähr 100 Titel, wobei die praktischen Probleme der Frömmigkeit, der Kirchenordnung und der Ausbildung der Pfarrer seine Hauptanliegen sind. Schon 1525 hat er eine Erklärung der neuen Lehre auf hochdeutsch und niederdeutsch verfaßt.

Im Alter von 52 Jahren stirbt am 27. Mai 1541 Urbanus Rhegius, den Luther „einen rechten Bischof des niedersächsischen Landes“ nannte. Seine besondere Fähigkeit, gegensätzliche Standpunkte zu versöhnen und Streit zu schlichten, hat die Einführung der Reformation sehr erleichtert. Wenn auch wohl nicht den schöpferischen Größen zugehörig, so war er nach dem Urteil der Allgemeinen Deutschen Biographie doch ernsten, ehrlichen, maßvollen Charakters, ein vielseitig begabter, schrift- und redegewandter, treuer, gewissenhafter Mann und unter den Reformatoren zweiten Ranges, unter den Mitarbeitern am Bau der evangelischen Kirche einer der ehrenwertesten und liebenswürdigsten.

Die Vielseitigkeit dieser Persönlichkeit in seinem wechselvollen Schicksal wußte der Vortragende trefflich darzustellen. Geschickt verstand er es, Urbanus Rhegius und seinen Familienkreis als Ergebnis seiner eigenen weitreichenden Familienforschung vorzuführen und damit die lebendige Brücke von Generation zu Generation über Jahrhunderte hinweg zu schlagen.

Pb: NWH 10. 12. 1983.

Literatur: Gerhard Uhlhorn: Urbanus Rhegius, Leben und ausgewählte Schriften, Elberfeld 1861. — Maximilian Liebmann: Urbanus Rhegius und die Anfänge der Reformation, Münster 1980. — Friedrich Roth: Augsburgs Reformationsgeschichte 1517-1530, München 1901.



Inhaltsverzeichnis

- 229 Brauer: Buchhändlerdynastien vergangener Jahrhunderte in den Buchhandelszentren Frankfurt, Leipzig und Wien — S. 5
- 230 Barre: Diedrich Konrad Muhle (1780-1869), der Chronist von Hude und Schwei — S. 7
- 231 Steinhoff: Gerhard Anton von Halem (1752-1819), oldenburgischer Geschichtsschreiber, Literat und Weltbürger im Zeitalter der Aufklärung, und seine Familie — S. 9
- 232 Heitmann: Familienforschung in Südoldenburg an Beispielen aus der Gemeinde Dinklage — S. 12
- 233 von Seggern: Das Adels- und Bauerngeschlecht von Seggern in seinen Zweigen Braunschweig, Ammerland und Delmenhorster Geest - Oldenburger Heimatgeschichte im Spiegel einer 700jährigen Familie — S. 13
- 234 Boning: Stille Gassen, einsame Höfe, uralte Namen - Impressionen von der Wildeshauser Geest — S. 15
- 235 Woehlkens: Mode und Porträt - Zum Problem der Datierung von Fotografien in Familienalben des 19. Jahrhunderts — S. 16
- 236 Karbe: Der Weg durch die Jahrhunderte - Familiengeschichte als sozialgenealogische Darstellung — S. 18
- 237 Munderloh: Geschichtliche Wanderung durch das Wüstenland — S. 20
- 238 Schieckel: Die landschaftliche und soziale Herkunft der höheren Beamten während der Regierungszeit des Herzogs Peter Friedrich Ludwig — S. 21
- 239 Kampschulte: Die Familie Hachmöller in Südoldenburg — S. 23
- 240 Schmidt: Andreae, eine über 250 Jahre im Weser-Ems-Raum ansässige Pastorenfamilie aus Württemberg — S. 25
- 241 Koolman: Die herzogliche öffentliche Bibliothek in Oldenburg und ihre Benutzer um 1800 — S. 26
- 242 Rüdebusch: Die letzten Grafen von Delmenhorst — S. 27
- 243 Eckhardt: Reichskammergerichtsprozesse als familiengeschichtliche Quelle der Vorkirchenbuchzeit — S. 29
- 244 Meyer: Familienkundliche Quellen in kirchlichen Archiven in Oldenburg, Hinweise für die Praxis — S. 30
- 245 Volkhardt: Das fürstbischöflich münsterische Militärwesen (1619-1803) unter besonderer Berücksichtigung der Ämter Vechta und Cloppenburg — S. 32
- 246 Much: Die Seefahrerfamilie Spille aus Schönemoor — S. 33
- 247 Heinemann: Heinemann in Neuenwege, eine oldenburgische Großfamilie in fünf Jahrhunderten — S. 35
- 248 Schmidt: Die Welfen in der Geschichte Nordwestdeutschlands, ein Beitrag anlässlich der 800. Wiederkehr des Schicksalsjahres 1180 — S. 36
- 249 Munderloh: Ursprung und Wirken der berühmten Familie v. Münnich im Oldenburger Wüstenland — S. 38
- 250 Thaden: Die Frage nach der Herkunft, methodisch-praktische Beispiele zur Aufklärung toter Punkte bei der Familienforschung — S. 40



- 251 Niemann: Katasteramtliche Unterlagen als Hilfsquelle für familiengeschichtliche Forschungen — S. 42
- 252 Schieckel: Die Verwandtschaft des oldenburgischen Generalmajors Wilhelm Gustav Friedrich Wardenburg (1781-1838), ein Beispiel genealogischer Verflechtung der sog. hübschen Familien Oldenburgs — S. 43
- 253 Jaspers: Hausmarken und ihre frühere Bedeutung — S. 45
- 254 Janßen-Holldiek: Die zweitausendjährige Siedlungsgeschichte eines Bauernhofes in Lintel — S. 47
- 255 Schieckel: Die Herkunft und Laufbahn der oldenburgischen Minister von 1848 bis 1918 — S. 49
- 256 Riedel: Museumsarbeit und Familienkunde, Erfahrungen und Anregungen — S. 51
- 257 Müsegades: Zuwandererströme im Zusammenhang mit der Industrialisierung in Delmenhorst — S. 53
- 258 Karbe: Aus der Chronik der norddeutschen Pastorenfamilie Esmarch — S. 56
- 259 Büsing: Das oldenburgische Geschlecht Schmacker aus der Friesischen Wehde in vier Jahrhunderten — S. 58
- 260 Francksen: Die Familie Francksen in Butjadingen und ihre Verzahnung mit der Heimatgeschichte — S. 60
- 261 Mahrenholtz: Die Heraldik auf Grabsteinen und Epitaphien als familienkundliches Hilfsmittel — S. 62
- 262 Volkhardt: Stadtgeschichte im Spiegel alter Kirchenbücher, dargestellt am Beispiel Vechta vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Franzosenzeit — S. 63
- 263 Viet: Münzen und Medaillen im Spiegel der Heimatgeschichte und Familienkunde — S. 64
- 264 Munderloh: Der ungewöhnliche Lebensweg des russischen Generalfeldmarschalls Burchard Christoph Graf v. Münnich, zum 300. Geburtstag des weltberühmten Sohnes des Oldenburger Landes — S. 66
- 265 Rüdebusch: Der Pilger des Mittelalters auf Wallfahrt — S. 68
- 266 Weinberger: Mein Vorfahr Urbanus Rhegius, der Reformator Niedersachsens, und wie ich ihn fand — S. 70

Wir empfehlen unseren Lesern:

Ostfriesisches Geschlechterbuch Band 6 (= Deutsches Geschlechterbuch Band 190), bearb. von Sigismund Eberhard, Verlag C. A. Starke, Limburg a. d. Lahn 1983, XXIV + 624 Seiten, zahlr. Abb., Leinen, DM 80,-.

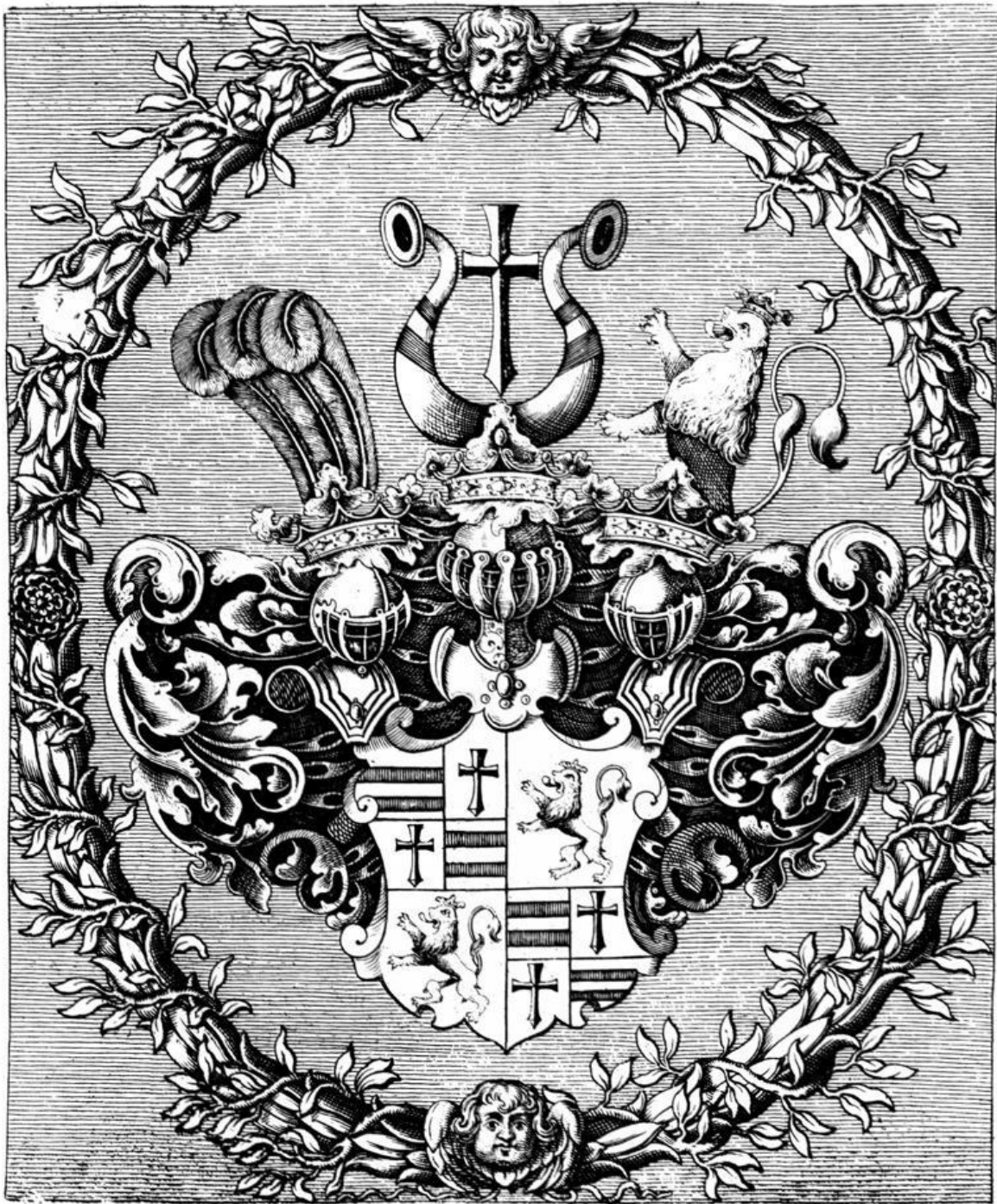
Nach einer Pause von zwanzig Jahren erschien nun wieder ein Ostfriesenband als 190. Deutsches Geschlechterbuch. Er wird mit einer hervorragenden Arbeit über das 1704 von Pommern nach Ostfriesland überwechselnde Geschlecht *Kempe* eingeleitet, das in der neuen Heimat seit Anbeginn, da es sich hier mit angesehenen Familien (v. Wicht, Stürenburg, v. Halem, van Wingene, Conring, Schöningh u. a.) zu verbinden weiß, zu den führenden Kreisen gehört, was sich auch in der Berufswahl (Pastoren, Juristen, Mediziner, Ingenieure, Offiziere, Bürgermeister, Landwirte und Gutsbesitzer) sowie in Lebensstil und Vermögen (Besitz zahlreicher Landgüter und der Osterburg zu Groothusen) äußert. — In ähnlicher Struktur folgt die Stammliste der Familie *Tannen*, die während der ersten sechs Generationen bis 1790 im Jeverland ansässig ist, anfangs als Sattler, danach als Beamte, um sich dann Ende des 18. Jahrhunderts in Ostfriesland, vornehmlich in Aurich, niederzulassen. Hier gehören die Tannen zum Kreis der vornehmen Familien mit akademischer Bildung, in ihren Berufen sind sie Juristen, Beamte, Ärzte, Ingenieure, Offiziere, aber auch Kaufleute, Landwirte und Gutsbesitzer. Die in dieser Familie schon seit Generationen betriebene Forschung kommt der mit zahlreichen Einzelheiten ausgestatteten vorzüglichen Darstellung zugute. — Die Handwerkerfamilie *Schmidt*, bei der der Schmiedeberuf überwiegt und die erst im Jahre 1800 den Namen *Schmidt* annahm, wird seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, anfangs in Hage, dann vor allem in Leerhufe, durch acht Generationen nachgewiesen. — Auch die in Manslagt bei Emden beheimatete, seit 1715 dargestellte Familie *Gross* führt diesen Namen erst seit der Franzosenzeit. Zunächst Landwirte und Handwerker, sind aus ihr in neuerer Zeit Beamte hervorgegangen. — Anders das alte Bauerngeschlecht *Meyenburg* aus Westerholt, das schon seit dem 30jährigen Krieg seinen festen Familiennamen führt und bis heute der Landwirtschaft verbunden ist. — Auch die Familie *van Loh* aus Neermoor bei Leer war lange dem Bauernstand verhaftet, obwohl an ihrem Anfang mehrere Pastoren stehen. Später wählen viele Familienmitglieder den Seemannsberuf und werden Kapitän. — Der Band wird beschlossen mit den Stammfolgen *Janssen* aus Wolthusen bei Emden und *Feenders* aus Grotogast. — Die meisten dieser Stammfolgen werden im Anhang mit weiterführenden Ahnen- und Nachkommenlisten ergänzt, unter denen insbesondere die Ahnenlisten der Familien *Kempe* und *Tannen* auffallen, da sie weit in die ostfriesische Geschichte, in die alten Häuptlingsgeschlechter, aber auch in das gräflich oldenburgische Beamtentum sowie in bremische Patrizierfamilien zurückreichen. So kann dieser ausgezeichnete Band warm empfohlen werden. Zu den genannten Stammfolgen *Kempe* und *Tannen* hat die Ostfriesische Landschaft ein 133 Seiten starkes „Beiheft 17“ mit Anmerkungen, Nachträgen und Quellen, bearbeitet von Isa Ramm, herausgegeben.



Nachfahren des Wempe Krose, von Walter Deeken. Friesoythe 1983, 68 Seiten, 10 Abb., 1 Tafel, brosch. (= Die Rote Reihe, Heft 7, hg. vom Familienkundlichen Arbeitskreis im Geschichtsausschuß des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland).

Die vorwiegend in Friesoythe beheimatete Familiengeschichte zeigt in Form einer Nachfahrenliste durch neun Generationen ein weitverzweigtes Geflecht südoldenburgischer Familien in einem 300jährigen Zeitraum. Ausgehend von dem Ratsherrn Wempe Krose (1673-1727) in Friesoythe, werden „möglichst viele“ seiner Nachfahren ermittelt. Es stellt sich heraus, daß der Namensstamm des Wempe Krose Anfang unseres Jahrhunderts erlischt, daß aber das Erbe dieser seit 1367 in Friesoythe nachgewiesenen Familie in zahlreichen Töchterstämmen weiterlebt, so in den Familien Bitter, Hasskamp, von der Horst, Olberding, Ostendorf, Pancratz, Schmücker, Tapphorn, Thien und Wreesmann. Diese Familien waren meistens Kaufleute, Wirte, Handwerker oder Bedienstete der Stadt und der Kirche, aber auch Ratsherren, Bürgermeister und akademische Berufe werden genannt. In der Darstellung des etwas spröden Stoffs wünschte man sich eine gefälligere Form. Der familienkundlich ungeübte Leser wird mitunter Mühe haben, die genealogischen Zusammenhänge und Mehrfachverwandtschaften zu erkennen. Unerläßlich sind die häufig fehlenden Berufs- und Ortsangaben, wünschenswert wäre eine ausführliche, auf die besonderen Verhältnisse dieses Familienkomplexes eingehende Einleitung bzw. Auswertung. Selbst die zu dem eingangs erwähnten Kaplan Georg Godfried Krose angegebenen Daten sind unvollkommen und hätten zumindest aus Clemens Heitmanns Priesterbuch 1 (1981) leicht ergänzt werden können; dort auch das fehlende Sterbedatum (Vechta 11. 2. 1872). Das Todesjahr des Landrats Bitter ist natürlich 1982 (Zahlendreher!). Eine in den biographischen Angaben mitteilbarere Information würde die Darstellung auflockern und wertvoller machen. Trotz dieser (wiederholt geäußerten) Einschränkungen eine fleißige und erfreuliche Arbeit.

Büsing



Oldenburger Wappen z. Zt. Graf Anton Günthers (aus dem 1664 in Oldenburg gedruckten Werk „Arboretum Genealogicum Heroum Europaeorum“ von Johann Just Winkelmann, vgl. Abb. auf S. 2).